Die

Kinder des Glücks.

Originalroman

von

August Schrader.

V. Theil.

Leipzig,
Verlag von Carl Zieger.
1867.

1.

Mutter und Sohn.

Frau von Stein war von einer Ausfahrt in die Stadt zurückgekehrt. Nachdem sie Hut und Pelz abgelegt, fragte Sie die Kammerfrau:

„Ist mein Sohn ausgegangen?"

„Nein, gnädige Frau. Der junge Herr hat heut das Zimmer noch nicht verlassen."

„Bitten Sie ihn, daß er zu mir komme."

Es dauerte lange, ehe Edmund erschien. Die Mutter ging erregt im Zimmer auf und nieder; sie seufzte oft tief und schwer, es mußte ein Kummer auf ihrer Seele lasten.

„Mein Gott", flüsterte sie, „wer mir das vorher gesagt hätte! Ach, und ich stehe allein, mir fehlt der Beistand des Mannes . . . So muß ich denn allein handeln, muß mit der Strenge eines Vaters auftreten."

Sie ließ sich auf ihrem Sessel nieder und wartete.

Nach einer Viertelstunde trat Edmund ein. Er sah recht bleich aus.

„Ich habe Dich rufen lassen, mein Sohn!“ redete sie ihn ernst an.

„Verzeihung, Mutter, ich hatte noch nicht Toilette gemacht.“

„Und es ist Mittag.“

„Wenn man sich unwohl fühlt, bleibt man so lange als möglich im Schlafrocke ... Ich hätte lieber das Bett gehütet.“

„Um, wenn andere Leute schlafen gehen, das Haus zu verlassen. Ich kann das Leben nicht länger dulden, von heute an muß es anders werden! Nachdem meine mütterlichen Mahnungen fruchtlos geblieben, werde ich zu ernsten Maßregeln greifen. Du bist der Liebe und Güte, die ich an Dir verschwende, unwürdig. Du bist, ich muß es zu meinem Entsetzen aussprechen, ein mißrathener Sohn, obgleich Deine Erziehung große Kapitale verschlungen hat.“

Edmund hatte sich auf einen der prachtvollen Sessel niedergelassen, kreuzte die Arme und betrach-

tete seine Stiefel von feinem Glanzleder. Die heftigen Worte der Mutter schienen ihn kaum zu berühren. Befand er sich im Zustande der völligen Abspannung oder hatte er ein verhärtetes Gemüth? Beobachten wir ihn.

„Edmund," rief die Mutter nach kurzer Pause, „kannst Du mich denn nicht ansehen."

Der Sohn regte sich nicht.

„Edmund, hast Du kein Wort für Deine Mutter?"

„Auf Vorwürfe, Mutter, wie Sie sie aussprechen, muß ich schweigen."

„Auch das noch, auch das noch!"

„Was habe ich denn gethan?" fragte lächelnd der bleiche junge Mann.

„Was Du gethan hast? Mein Gott im Himmel!"

„Ich lebe wie alle jungen Leute meines Standes."

„Wie die verdorbenen Deines Standes! Diejenigen, die auf Ehre und Reputation halten, meiden schon Deinen Umgang. Du bist bekannt als ein Taugenichts!"

Jetzt zuckte Edmund zusammen.

„Mutter, Mutter!" rief er.

„Man hat mir gräßliche Dinge erzählt."

„Wer hat sie erzählt?“

„Aufrichtige Freunde, die mir die Augen zu öffnen für Pflicht erachten.“

„Und was haben diese aufrichtigen Freunde erzählt?“

„Daß Du Dich in schrecklicher Gesellschaft amüsirst, trinkst, spielst und sonst noch Dinge treibst, die zu den verwerflichsten auf dieser Erde gehören.“

„So hat man mich verleumdet.“

„Leugne es nicht! Ich selbst habe Dich in einem Zustande gesehen, der mir das Blut erstarren gemacht. Du bist schwer berauscht nach Hause gekommen. Entarteter Mensch, lohnst Du mir so die Sorgen . . .“

„Ereifern Sie sich nicht, liebe Mutter! Es ist schon möglich, daß ich in lustiger Gesellschaft ein Gläschen mehr getrunken als meine Konstution erlaubt . . . Wer kein Trinker von Profession ist wie ich es bin . . . Sehen Sie den jungen Baron von Freigang an, er trinkt fünf bis sechs Flaschen, ehe er zum Wettrennen reitet . . . Herr von Rosenzweig braucht acht, um betrunken zu werden. Ich bin der mäßigste in unserem Club . . .“

„Den Du von jetzt ab nicht wieder betreten wirst.“

„Ich habe ihn auch schon längere Zeit nicht mehr besucht. Das Leben in jenen Kreisen ist mir zuwider, ich bedarf anderer Anregungen, wenn ich froh sein soll.“

Die Mutter betrachtete den Sohn, der schweigend auf seinem Sessel saß. Edmund hatte ein schönes ausdrucksvolles Gesicht und das große dunkle Auge verlieh ihm einen Anflug von Schwärmerei, der ihm vortrefflich stand. Selbst die Blässe erhöhte das Interesse seiner Erscheinung.

Frau von Stein schien zu schwanken, es verrieth dies die Theilnahme, die sich in ihrem Gesichte ausdrückte. Plötzlich aber faßte sie sich und sagte:

„Wir müssen in's Klare kommen, so kann es nicht bleiben. Es ist ein Unglück für Dich, daß der Vater so früh gestorben . . . lebte Herr von Stein noch, dieser Ehrenmann, es stünde heute wohl anders um Dich. Du würdest seine strenge Zuchtruthe wohl längst empfunden haben. Edmund, wo ist der kostbare Ring Deines Vaters, das theuerste Andenken an ihn, das ich Dir gutherzig übergeben habe?“

„Leider habe ich ihn verloren.“

„Sprich die Wahrheit.“

Der Zorn blitzte auf in dem bleichen Gesichte Edmund's.

„Ich habe ihn verloren!“ rief er mit dem Fuße stampfend.

„Du lügst!“

„Mutter, reizen Sie mich nicht!“

„Soll ich den Herrn Sohn bitten, soll ich flehen, daß er als anständiger Mensch die Wahrheit sagt? Wer ehrlos genug ist zu lügen, hat auf Nachsicht keinen Anspruch . . . Du hast den Ring verkauft!“

„Wer sagt das?“ fuhr der Sohn auf.

„Hier ist er!“

Und Frau von Stein hielt ihm den Ring entgegen.

„Ich habe ihn zufällig in dem Laden meines Juweliers gefunden, der ihn von einem Unbekannten gekauft hat.“

„So muß ihn dieser Unbekannte gefunden haben.“

„Gut,“ sagte die vor Entrüstung bebende Mutter, „da ich Beweise nicht zur Stelle habe, muß ich Dir glauben. Es ist ja möglich, daß ihn der unredliche

Finder zu seinem Vortheil verwerthet hat. Wo aber ist mein Armband, das stets offen auf dem Schreibtische gestanden?"

„Ihr Armband?" fragte Edmund verwundert.

„Es ist gestohlen!"

„Haben Sie mich vielleicht im Verdachte?"

„Nur Du hast die Hand darnach ausgestreckt."

Der Sohn war aufgesprungen.

„Ich, Mutter?"

„Deine Keckheit soll mich nicht beirren, ich muß, Gott sei es geklagt, bei meiner Ansicht bleiben!"

„Das ist stark, Mutter! Also zum Diebe wollen Sie mich stempeln?"

„Wohin ist das Armband gekommen?"

„Ich antworte nicht mehr."

„Du wirst antworten oder ich überliefere Dich dem Arme der Justiz!"

Edmund ballte krampfhaft die Fäuste.

„Reizen Sie mich nicht, Mutter!" rief er kreischend. „Ich weiß nicht, wohin Ihr Armband gekommen!"

„Hast es wohl verschenkt?"

„Wem?"

„Der reizenden Rosa, von der Du selbst im Schlafe phantasirst! Willst Du auch leugnen, daß Du eine Rosa kennst, einen Engel, eine Grazie? Wer ist diese Rosa, die Dich ausplündert und zum Stehlen verleitet? Du schweigst hartnäckig, spielst den Beleidigten und beißt die Lippen zusammen ... Dies Alles soll mich nicht abhalten, polizeiliche Hilfe in Anspruch zu nehmen und Deiner Dirne auf die Spur zu kommen. Wenn Du nicht mir gestehst, wirst Du dem Richter gestehen müssen."

Jetzt lächelte Edmund mit unbeschreiblicher Bitterkeit.

„Mutter, man hat mich bei Ihnen verleumdet."

„Rechtfertige Dich!"

„Bah", sagte Edmund, die Hand ausstreckend, „es ist unter meiner Würde, mich einer solchen Beschuldigung wegen zu rechtfertigen. Wir können nicht länger beisammen bleiben, Mutter . . . einen Dieb werden Sie unter Ihrem Dache nicht mehr beherbergen."

„Mensch, so rechtfertige Dich doch!" rief die Mutter in höchster Erregung.

Aber Edmund antwortete nicht, er verließ das Zimmer.

Frau von Stein rang die Hände.

„Mein Gott, was soll ich beginnen? Das Armband fehlt mir, und Niemand als er hat es genommen. Vielleicht habe ich Unrecht . . . ich hätte ihm das Taschengeld nicht schmälern sollen . . . nun sucht er auf jede Weise sich Geld zu verschaffen, um das gewohnte Leben fortführen zu können. Und doch mußte ich streng gegen ihn auftreten . . . ich weiß nicht was ich thun soll! Bleibe ich nachsichtig, so wird Edmund immer liederlicher; ziehe ich die Zügel straff an, so sinkt er zum Verbrecher herab. O, mein Gott, ich bin eine unglückliche Frau! Wie kann ich doch es ändern? Ich muß fest bleiben, wie der Major sagt, und ich werde nicht nachgeben!“

Frau von Stein besichtigte nun ihre Juwelen; es fehlte nur das sehr werthvolle Armband.

„Ich muß die Sachen verschließen,“ flüsterte sie nach einem schweren Seufzer; „verschließen vor dem eigenen Sohne! Der Verlust des Juwels selbst drückt mich nicht; aber der Gedanke, der gräßliche Gedanke, Edmund stiehlt . . .“

Sie verhüllte das Gesicht und weinte. Plötzlich zog sie das weiße Tuch zurück. „Man thut sehr unrecht, sich über undankbare Kinder zu grämen,“ flüsterte sie. „Ist der Sohn so schlecht, daß er die empfangenen Wohlthaten der Mutter mit Undank lohnt, ist er so schlecht, daß er für Liebe und Sorgfalt Kummer und Gram zurückgibt, so verdient er, daß man ihn seinem Schicksale überläßt.“

Frau von Stein nahm eine Stickerei zur Hand; sie wollte gleichgiltig sein, wollte den Verdruß verscheuchen. Aber schon nach einer Viertelstunde erhob sie sich und verließ das Boudoir; sie ging über den langen Korridor und suchte das Zimmer des Sohnes auf. Es war leer. Edmund, der von Unwohlsein gesprochen, hatte sich entfernt. Die Dame fragte eine Magd, die auf dem Korridor beschäftigt war.

„Der junge Herr ist ausgegangen,“ war die Antwort.

Die arme Mutter wartete bis zwei Uhr; es war dies die Stunde des Mittagsessens. Edmund kam nicht; es schlug drei und der Sohn blieb immer noch aus. Edmund war mehr als ein Mal nicht pünktlich zu Tische gekommen; trotzdem befiel heute die

arme Frau eine seltsame Bangigkeit, denn sie erinnerte sich, daß der Sohn geäußert hatte, er könne mit der Mutter nicht mehr unter einem Dache wohnen, da sie ihn des Diebstahls verdächtigte. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß er Abends heimkehren werde. Der Abend kam und die Nacht kam auch . . . aber Edmund blieb aus. Frau von Stein verbrachte qualvolle Stunden. Bei dem leisesten Geräusche schrak sie auf, hoffend, daß der Sohn komme. Nach drei Uhr Morgens suchte sie das Lager auf, das sie gegen acht Uhr wieder verließ.

„Nun wird er im Hause sein!" dachte sie.

Sie warf sich in den Morgenrock und ging in das Zimmer ihres Sohnes. Da stand das Bett unberührt. Ein heftiger Schrecken durchbebte die Mutter. Es war dies das erste Mal, daß Edmund am Morgen nicht in seinem Zimmer sich befand. Er hatte also die Drohung ausgeführt. Ob er Sachen mitgenommen, ließ sich nicht erkennen, da der Sekretär, in dem er die Wäsche aufbewahrte, verschlossen war. Frau von Stein legte die Hand auf das Herz und betrachtete mit feuchten Blicken das Zimmer.

„Gott ist mein Zeuge," flüsterte sie, „daß ich es

gut gemeint habe; ich will das Beste des Sohnes und wende Strenge an, nachdem Ermahnungen fruchtlos geblieben . . . da fühlt er sich beleidigt und entflieht. Mein Gott, wenn er sich nur nicht ein Leid zugefügt hat! Ich bin zu weit gegangen . . . es ist ja möglich, daß ein anderer das Armband entwendet hat."

Sie verbrachte in qualvoller Angst den Vormittag. Als nach zwei Uhr Edmund nicht erschien, ließ sie den Doktor Georgi zu sich bestellen. Der Rechtsanwalt ließ nicht auf sich warten. Schon gegen vier Uhr trat er in das Boudoir der Dame.

„Ist mein Sohn bei Ihnen gewesen, Doktor?"

„Nein, gnädige Frau."

„Sie haben ihn auch nicht gesehen?"

„Seit langer Zeit nicht. Wie deute ich mir Ihre Erregung, gnädige Frau . . . Sie haben geweint, sehen bleich aus . . . was ist geschehen?"

„Doktor, ich bin eine unglückliche Mutter! Und nur Ihnen kann und will ich mein Leid klagen!"

Der Advakat rückte seinen Stuhl näher und sagte theilnehmend:

„Sie wissen, gnädige Frau, daß ich Ihnen stets

ein treuer Sachwalter gewesen bin und unter strenger Diskretion gedient habe . . ."

„Ich zähle auch ferner auf Ihre Diskretion und bitte um Ihren Beistand."

„Beides gewähre ich Ihnen mit dem Eifer, den Sie an mir kennen."

Frau von Stein erzählte nun ohne Rückhalt Alles, was vorgegangen.

„Ich muß den Eklat vermeiden, schloß sie; muß aber auch weiter leichtsinnigen Streichen meines Sohnes vorbeugen . . . rathen, helfen Sie, Doktor!"

„Sie verlangen meinen Rath?"

Die Dame nickte weinend mit dem Haupte.

„Gut", sagte der Doktor. „Nachsicht ist hier nicht mehr am Platze; Herr Edmund baut auf Ihre Schwäche und führt nun das Einschüchterungssystem ein. Sieht er, daß Sie fest bleiben, so wird er sich bekehren. Was will er ohne Ihre Hilfe beginnen? Die erste Lebensbedingung ist Geld . . . schließt sich die mütterliche Hand, so fehlt der eigentliche Nerv . . . Ihr Sohn wird sich bekehren."

„Vielleicht hat er sich ein Leid zugefügt."

„Das fürchte ich nicht, gnädige Frau."

„Edmund ist auffahrend, stolz und ehrgeizig.“

„Er ist aber auch jung und hängt an dem Leben, von dem er noch reiche Genüsse hofft. Geben Sie mir Vollmacht, mit ihm ein Wort in Vertrauen zu sprechen, so wird er, ich hoffe es fest, bald zur Besinnung kommen. Ihr mütterliches Herz sträubt sich ohne Zweifel gegen strenge Maßregeln; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie schon zu lange Nachsicht geübt. Das Uebel ist zu weit gediehen . . . Sie dürfen unter allen Umständen jetzt nicht zurückweichen und müssen die Härte und den Muth eines Mannes zeigen.“

Die Dame gab durch Nicken ihr Einverständniß zu erkennen.

„Wüßte ich nur“, fragte sie, „wo er wäre?“

„Jedenfalls in der Stadt: er hat ja Freunde genug, die ihn beherbergen.“

Frau von Stein mußte ihre Thränen trocknen.

„Das rücksichtslose Verfahren Edmunds kränkt mich tief!“

„Ja, gnädige Frau, man baue nicht auf die Dankbarkeit der Kinder; auch ich habe Erfahrungen gemacht, die diesen Satz bestätigen.“

„Schaffen Sie mir Gewißheit, Doktor!“

„Sobald es möglich ist.“

„Die Pein tödtet mich!“

„Daß die Polizei Recherchen anstelle ist Ihnen wohl nicht recht?“

„Nein, nein! Um des Himmelswillen nicht! Das Wort „Polizei“ durchschneidet mir die Seele! Setzen Sie andere Kräfte in Bewegung, ich bewillige Ihnen die Mittel dazu: Welche Schande für mich, wenn mein Sohn durch die Hände der Polizei mir eingeliefert würde! Ich hätte den Tod davon!“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! Ich werde die traurige Angelegenheit auf die delikateste Weise vermitteln und hoffe Ihnen schon in einigen Tagen Nachricht geben zu können.“

„In einigen Tagen erst?“

„Vielleicht auch morgen schon.“

„Warum nicht heute?“

„Es kommt auf den Erfolg meiner Bemühungen an.“

„Sparen Sie Nichts, Nichts, Doktor; aber verlieren Sie auch keine Zeit. Sie sehen meine Angst, ich werde eine Krankheit davon tragen . . .“

„Noch einmal, gnädige Frau, beruhigen Sie sich; ich bringe Ihnen den Sohn und Sie werden dann begreifen, daß ich richtig vorausgesehen habe.“

Der Advokat erhob sich.

Frau von Stein ergriff seine Hand.

„Vermeiden Sie das Aufsehen, Doktor, und schonen Sie den Ruf Edmunds; ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich in meiner Stellung Rücksichten zu nehmen habe . . .“

„Freilich, freilich, gnädige Frau!“

„Beginnen Sie sofort Ihre Forschungen . . .“

„Ich kenne die Kreise, in denen sich Herr Edmund bewegt . . . vielleicht komme ich ihm heute schon auf die Spur. Sollte er sich bei Ihnen einfinden, so senden Sie mir Nachricht, daß ich nicht unnütz meine Kräfte in Bewegung setze.“

Die Dame versprach es. Sie begleitete den scheidenden Advokaten auf den Vorsaal hinaus.

„Noch eine Frage erlaube ich mir“, flüsterte der Doktor. „Hat das Armband, das Sie vermissen, einen großen Werth?“

„Es hat tausend Thaler gekostet.“

„Ein schönes Stück!“

„Auf der innern Platte steht mein Wappen und mein Name. Die Diamanten, die das blau emaillirte Kreuz umgeben, sind vom reinsten Wasser.“

„Haben Sie keinen Ihrer Domestiken im Verdacht, gnädige Frau?“

„Leider nein; alle sind geprüfte Personen, die lange in meinen Diensten stehen. Edmund wird sich durch den Verkauf des Schmucks die Mittel zu seinem lockern Leben verschafft haben, vielleicht auch zur Flucht. Ach, Doktor, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß Edmund für ein Mädchen schwärmt, das Rosa heißt; er nennt es seinen Engel, seine Grazie . . diese Worte hat er im Schlafe ausgestoßen.“

„Ah, eine Liebschaft ist im Spiele und die Geliebte heißt Rosa! das ist von Wichtigkeit. Ich werde schon dahinter kommen . . . Und nun auf Wiedersehen, gnädige Frau.“

Die Worte des Doktors hatten der armen Mutter einigen Trost verliehen; sie kannte nicht nur die Energie, sondern auch die Zuverlässigkeit des Mannes, der ihr schon in mancher schwierigen Familienangelegenheit Rechtsbeistand gewesen war. Seine Ansichten über das Benehmen dem Sohne gegenüber fand

sie bei ruhiger Ueberlegung richtig; sie nahm sich vor streng zu bleiben, aber das Aufsehen zu vermeiden. Die Vermuthung, Edmund halte sich bei Rosa auf, deren Reize ihn fesseln, gewann immer mehr Raum und somit auch die Hoffnung, daß er die Stadt nicht verlassen habe. Der Gedanke, der Sohn habe sich mit einem gewöhnlichen Mädchen eingelassen, preßte ihr zwar das aristokratische Herz ein wenig zusammen; aber er gab auch Beruhigung, da die Geliebte ihn von der Flucht abgehalten haben konnte. Um sich zu zerstreuen fuhr Frau von Stein zu Frau von Hoym, die die Freundin herzlich empfing und durch Klavierspiel und Gesang zu unterhalten suchte. Gegen acht Uhr Abends kam sie zurück. Als die Kammerfrau ihr den Pelz abgenommen, fragte sie:

„Ist mein Sohn zu Hause gewesen?"

„Ja, gnädige Frau!"

„Wo ist er?" fragte die froh überraschte Dame.

„Der junge Herr hat sich wieder entfernt."

„Wann ist er gekommen?"

„Gleich nachdem Sie abgefahren waren, gnädige Frau. Er schien es recht eilig zu haben."

„Was that er?"

„Er ging in sein Zimmer, das er hinter sich verschloß. Nach einer Viertelstunde verließ er es; ich glaube er trug ein großes Bündel unter dem Pelze.“

„Hat er Dir Nichts aufgetragen?“

„Er hat kein Wort mit mir gewechselt.“

„Ernestine, sei aufrichtig!“

„Es kommt mir nicht in den Sinn, der gnädigen Frau etwas zu verschweigen.“

„Wie sah Edmund aus?“

„Er war sehr heiter gestimmt, gnädige Frau. Singend ging er fort.“

„Gestern klagte er über Unwohlsein.“

„Der junge Herr war sehr wohl.“

„Es ist gut!“

Ernestine entfernte sich. Edmund befand sich also noch in der Stadt. Das war ein Trost. Was aber hatte der undankbare Sohn unter dem Pelze mit sich genommen? Diese Frage beschäftigte die Mutter, die eine Kerze nahm und in das Zimmer des Sohnes ging. Alles war noch wie am Tage zuvor. Es ließ sich nur annehmen, daß der Flüchtling Wäsche und Kleider eingepackt habe, die er in dem Sekretär aufbewahrte. Der Sekretär war fest verschlossen.

Die Dame beleuchtete alle Möbel. Da lag auf dem Schreibtische ein Brief. „An Frau von Stein," lautete die Adresse. Die Adressatin zerriß das Kouvert und las: „Sie haben mich, Mutter, einen Dieb genannt; es ist dies eine schwere Beleidigung, die ich ruhig von Ihnen hinnehmen muß, da Sie meine Mutter sind. Hätte sie mir eine andere Person zugefügt, ich würde mich rächen. Unter den obwaltenden Umständen entferne ich mich und werde von nun an selbst für mich sorgen. Edmund."

„Kalt und herzlos!" flüsterte Frau von Stein. „Fühlt er sich schuldlos und sein Ehrgefühl verletzt, so muß ich dies an ihm achten; daß er mir aber grollt, die ich stets nur auf sein Wohl bedacht gewesen, ist ein schrecklicher Beweis von Undankbarkeit und Lieblosigkeit."

Sie ging in ihr Boudoir zurück. Der Abend verfloß und die Nacht. Am folgenden Morgen berichtete sie das, was geschehen, dem Doktor Georgi und sandte ihm auch den Brief Edmund's mit. Zugleich bat sie ihn, Alles zum friedlichen Ausgleiche der traurigen Angelegenheit aufzubieten. Beobachten wir den Rechtsanwalt, der, völlig angekleidet, vor

seinem Arbeitstische sitzt. Als er den Brief der Frau von Stein gelesen, legte er ihn ruhig bei Seite.

„Edmund hat seine Mutter bestohlen," murmelte er; „dabei bleibt es. Es wird auch wohl so sein. Der Taugenichts soll mir wenig Sorge und Mühe machen, ich werde ihn beobachten lassen."

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen

„Herein!"

„Guten Morgen, Herr Doktor!"

Mit diesen Worten trat ein kleiner schmächtiger Mann ein, der sich, nachdem er die Schwelle überschritten, tief verneigte. Sein Gesicht war bleich und fast nichtssagend; aber sein kleines geschlitztes Auge verrieth Leben und Verschlagenheit. Das kurz geschnittene hellblonde Haar lag glatt gekämmt an den Schläfen, über der spitzen Stirn bildete es ein sorgfältig gestaltetes Toupet. Die Toilette des kleinen Mannes war höchst elegant. Er trug einen grünen Tuchrock mit Pelzkragen und Pelzaufschlägen, der bis an den Hals fest zugeknöpft war. Hut und Stock hatte er im Vorzimmer gelassen.

„Ah, Herr Petzold!" sagte ruhig der Doktor.

„Sie haben mich rufen lassen."

„Weil ich Ihrer Dienste bedarf, Petzold.“

„Verfügen Sie über mich, Herr Doktor.“

„Sie werden in der Eigenschaft als Privatmann mir dienen, nicht als Polizeibeamter . . . verstanden?“

Petzold trat vertraulich näher.

„Ich weiß schon, wie Sie es meinen. Sie wollen meine Kenntnisse und Beziehungen, die ich als Beamter habe, zu Privatzwecken benützen.“

„Weil die Angelegenheit nicht zur Kenntniß des Polizeiamtes gelangen soll, sie ist und bleibt eine Familienangelegenheit. Für ein gutes Honorar werde ich sorgen.“

Petzold verneigte sich.

„Was ist es denn, Herr Doktor?“

„Kennen Sie den jungen Edmund von Stein?“

Der Polizeiagent sah sinnend an die Decke.

„Nein, er ist mir noch nicht aufgestoßen. Den Namen, so glaube ich, habe ich schon gehört. Eine Frau von Stein wohnt am Schloßplatze . . .“

„Dieser Edmund ist der Sohn der Dame, den Sie beobachten sollen. Vergessen Sie nicht, daß Sie mit einer Familienangelegenheit zu thun haben.“

Petzold machte eine Notiz in sein Taschenbuch.

„Besitzen Sie eine Photographie, Herr Doktor?"

„Nein; ich werde sie Ihnen jedoch im Laufe des Tages verschaffen können."

Der Advokat theilte nun mit, was der Agent wissen mußte, um seine Thätigkeit zu entfalten.

„Erforschen Sie," schloß er, „die Wohnung des jungen Mannes, seinen Umgang, vigiliren Sie auf eine gewisse Rosa, die er Grazie nennt . . ."

„Ah, ah, Herr Doktor!" unterbrach ihn der Agent. „Rosa, Grazie . . . die Verbindung dieser Worte leitet mich schon auf die Spur . . . In dem großen Modewaarenmagazine der Madame Sophie Baum befinden sich drei junge Damen, die man allgemein die drei Grazien nennt. Die eine derselben heißt Rosa und ist verführerisch schön. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Herr Edmund von Stein sich in diese verliebt hat."

„Sie sind ein Prachtexemplar von einem Polizeiagenten," sagte lächelnd der Rechtsanwalt; „noch haben Sie mein Zimmer nicht verlassen und schon wittern Sie die Spur dessen, den ich suche. Hier ist ein Goldstück, um Ihren Eifer zu stärken."

„O, dessen bedarf es nicht, Herr Doktor; aber

da Sie es mir einmal bestimmt haben, nehme ich es an. Danke, danke! Wie oft soll ich Bericht erstatten?“

„Kommen Sie jeden Abend um sieben Uhr; es ist unnütz, daß meine Leute Sie sehen. Um diese Zeit finden Sie mich allein. Heute erwarte ich Sie zum ersten Male. Beginnen Sie sofort Ihre Recherchen, seien Sie vorsichtig und verschwiegen und gewärtigen Sie eines guten Lohns.“

„Mit Ihnen, Herr Doktor, arbeite ich gern; Sie wissen treue Dienste zu würdigen. Mit dem Schlage sieben komme ich zurück . . . Auf Wiedersehen! Vergessen Sie die Photographie nicht.“

Der Agent schlich davon wie eine Katze, die einen Diebstahl begangen. Er schloß so leise die Thür hinter sich, daß ein Geräusch nicht zu bemerken war. Der Doktor schrieb ein Billet, und schickte es durch einen Schreiber an Frau von Stein. Dieser kam mit einem Kouverte zurück. In dem Kouverte lag die Photographie des flüchtigen Edmunds. Die Dame bat in dem beigelegten Briefe, der Herr Doktor möge ja diskret und sehr glimpflich verfahren, da ihr jetzt mehr als je daran läge, daß die traurige Geschichte

nicht bekannt würde. Der Advokat betrachtete ironisch lächelnd das Bild.

„Ein schöner junger Mann!“ flüsterte er. „Schade, daß er so romantisch gesinnt ist und keine Lust zu ernster Beschäftigung zeigt. Doch, die Schönheit kann nützen . . . Wenn er sich nur nicht auf Abenteuer einläßt, die ihn mit der Polizei in Kollision bringen. Frau von Stein . . . Hm, sie ist eine räthselhafte Dame. Der Fall mit dem leichtsinnigen Sohne kommt mir gelegen . . . Wenn ich nur erst feste Stellung diesem Herrn von Hoym gegenüber eingenommen hätte. Ich werde mich doch wohl mit ihm vereinigen müssen . . . der Mensch ist zu schlau, zu verwegen, ich habe allen Grund ihn zu fürchten. Nun, er wird wohl kommen, und kommt er nicht, so gehe ich zu ihm. Die Unterredung, die ich mit ihm hatte, war gut; wir haben uns gegenseitig ausgesprochen.“

Er verschloß die Photographie.

Der Tag verfloß unter den gewöhnlichen Geschäften.

Abends sieben Uhr, mit dem Schlage, erschien der Agent. Der Advokat saß am Arbeitstische.

„Nun?“ fragte er.

Petzold verneigte sich.

„Haben Sie die Photographie?"

„Ja."

„Ich bitte, zeigen Sie sie mir."

„Hier ist sie."

Der Agent betrachtete lächelnd das sauber und gut gefertigte Bild.

„Dem Erfinder der Photographie," sagte er, „muß die Polizei ein Denkmal setzen, denn die herrliche Kunst erleichtert ihr die Arbeit. Also dieser ist Edmund von Stein?"

„Wie er leibt und lebt."

„So habe ich den leichtsinnigen jungen Herrn gefunden."

„Ist's möglich?"

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Doktor!"

„Wo hat er sich das Nest aufgebaut?"

„In dem Hotel zur Krone."

Der Advokat sah überrascht den Agenten an.

„In einem untergeordneten Hotel?"

„Ganz gewiß. Mein Auge ist scharf, es faßt die Züge von Menschen, die für mich Interesse haben, fest und sicher auf. Wenn dieses Bild Edmund Stein ist, so habe ich meinen Mann gefunden?"

„Wie? Wie?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt.“

„Erzählen Sie, Petzold.“

„Gern, Herr Doktor.“

„Doch zuvor nehmen Sie Platz.“

Der Agent saß auf dem Klientensessel und erzählte: „Ich faßte das Modewaaren-Magazin der Madame Sophie Baum ins Auge, weil ich voraussetzte, daß der verliebte Edmund von Stein sich seiner Grazie nähern würde.“

„Der Schluß ist richtig.“

„Schon bei Tage sah ich einen jungen Mann, der für das große Schaufenster ein besonderes Interesse zeigte. Er ging zweimal vorüber. Dies war indeß nur ein schwacher Anhaltspunkt.“

„Natürlich!“

„Es konnte mancher zweimal vorübergehen. Ich wartete den Abend ab; es ist sehr kalt, entsetzlich kalt . . . da stand der junge Mann am Fenster . . . der scharfe Wind genirte ihn nicht, er sah nur nach den Mädchen im Laden. So stand er eine Viertelstunde und noch eine Viertelstunde . . . da redete ihn ein Mann an: „Ah, Herr von Stein, schon wieder

auf dem Posten?“ . . . „Nun ja, ich muß wohl,“ war die in einem traurigen Tone ertheilte Antwort. „Es ist gut, daß ich Sie treffe, ich habe mit Ihnen Wichtiges zu sprechen, Herr von Wedekind.“

„Herr von Wedekind?“

„Diesen Namen habe ich deutlich gehört. Mein Ohr ist eben so scharf als mein Auge.“

„Fahren Sie fort, Petzold.“

Der Advokat legte die hageren Beine über einander und hörte mit doppelter Aufmerksamkeit zu.

„Herr von Wedekind,“ erzählte Petzold, „faßte Herrn von Stein unter den Arm und Beide gingen langsam vor mir her. Aus dem Gespräche, das sie führten, entnahm ich Folgendes: Edmund habe sich von seiner Mutter getrennt, die ihn wie einen Knaben behandle, um fortan selbstständig zu leben. Er, Edmund, habe vor der Hand Mittel genug, um zu existiren. Die Mutter werde nun Alles aufbieten, um den Sohn zur Rückkehr zu bewegen; aber er, Edmund, werde nur unter der Bedingung sich fügen, daß Frau von Stein in die Heirat mit Rosa Baum willige, die er jetzt mit aller Energie betreiben wolle. Schließlich veranlaßte Herr von Wedekind den jungen

Mann, in dem Hotel zur Krone zu wohnen, was dieser auch versprach. Während ich mit Ihnen rede, Herr Doktor, findet der Einzug statt."

„Gut, recht gut! Sie haben das Vertrauen gerechtfertigt, das ich in Sie gesetzt. Wachen Sie also über die beiden Freunde und erstatten Sie mir regelmäßig Bericht. Vergessen Sie nicht, daß wir eine Familienangelegenheit behandeln."

Somit war der Agent entlassen.

„Herr von Wedekind," murmelte der Doktor, „ist mir ein verdächtiger Edelmann! Wedekind, Wedekind! Es scheint, als ob neue Verwicklungen entständen. Immer wieder tauchen Namen auf, die mich an alte Zeiten erinnern. Wir werden ja sehen. Mit dem Herrn von Hoym werde ich mich wohl verständigen müssen. Jetzt bedarf ich der Zerstreuung . . . fort ins Kasino!"

Und der Rechtsanwalt begab sich in das Kasino.

2.

Die arme Sophie.

Der blinde Ernst Baum hatte durch die Hoffnung, das lang entbehrte Augenlicht wiederzuerlangen, sich in eine Gemüthsstimmung versetzt, die die Glieder seiner Familie mit inniger Freude erfüllte. Nie war er so heiter gewesen als jetzt; er sprach gern über die bevorstehende Operation, ließ sich von dem berühmten Professor erzählen, der sie vollziehen wollte, und machte sogar schon Pläne über seine zukünftige Thätigkeit. Sophie wäre ganz glücklich gewesen, wenn der Gedanke an Franz von Hoym sie nicht mit Entsetzen erfüllt hätte. Dem Manne war Alles zuzutrauen, selbst das Ausbeuten der traurigen Verhältnisse, die er selbst herbeigeführt hatte. Sie schauderte zurück vor der Verworfenheit des Edelmanns, der einst ihre erste Liebe gewesen. Wie bereute sie, sich

dem braven Ernst nicht ganz entdeckt zu haben; heute würde er, wenn dies geschehen, sie nicht mit Vorwürfen überschütten können. Die Vorwürfe würde sie gern ertragen haben; aber der Jammer, der sich seiner bemächtigen mußte, den sie voraussah, durchschnitt ihr bei dem Gedanken daran die Seele. In einer der vertraulichen Unterhaltungen zwischen den beiden Gatten sagte Ernst:

„Der Himmel hat mir eine schwere Prüfung auferlegt; ich habe Dich, das mir liebste Gut auf dieser Erde, nicht sehen können. Ach, Sophie, ich werde Alles vergessen, werde nur in dem Glücke schwelgen, das mir zu Theil wird, wenn ich noch einmal in Dein treues Auge blicken kann."

„Vertraue nur dem lieben Gotte, Ernst; er wird Deine ruhige Ergebung in seinen Willen belohnen."

Der Blinde umarmte seine Gattin.

„Auch Dich wird er belohnen, Sophie, denn auch Du hast reichen Lohn verdient."

„Wie, ich?"

„Du bist die Frau eines blinden Mannes, Sophie!"

„Habe ich mich je beklagt?"

„O, ich weiß Deine Lage wohl zu beurtheilen!"

„Sprich nicht davon, Ernst. Wenn ich gelitten, so war es nur, weil ich Dein Elend nicht mildern konnte.“

„Gutes, herrliches Weib!“

„Armer, lieber Mann!“

Weinend lagen sie einander Brust an Brust, Mund an Mund.

„Sophie, ich werde Manches gut zu machen haben, wenn ich wieder sehen kann.“

„Ich begreife Dich nicht, Ernst.“

„Meine Grillen müssen Dir oft trübe Stunden bereitet haben.“

„Denke an die Zukunft, lieber Freund; die Vergangenheit sei abgethan. Wir wollen noch einmal zu leben beginnen, wollen nun die Früchte genießen, die wir unter Mühen und Sorgen geerntet haben.“

„Sophie, mein Geist ist noch jung und frisch . . . ich fühle mich noch nicht so alt als ich bin.“

„Gott sei Lob und Dank!“

„Und dies verdanke ich Deiner zärtlichen Fürsorge. Sieh', Sophie, ich habe ein seltsames Leben geführt, ein Leben voll Zweifel, Bangen, Glauben und Hoffen. Zu meiner Schande will ich bekennen,

daß auch das Mißtrauen sich zuweilen eingeschlichen hat in meiner Brust. Ach, Sophie, Du verzeihst es mir, Du verzeihst es meiner heißen Liebe, die noch immer so kräftig ist als vor Jahren. Ich lege reumüthig dieses Geständniß ab, um Dich zu versöhnen. Es soll keine Falte meines Herzens Dir verborgen bleiben. Ach, Sophie, ein Blinder ist ja ein schwacher, hilfloser Mensch, er muß mit der Zeit lästig werden Denen, die ihn pflegen, und stets in seiner Nähe sein müssen. Aber Du bist rein wie das Sonnenlicht, Sophie; Du bist eine Märtyrin gewesen, die das Leid, das der blinde Mann ihr zugefügt, mit Muth und Ausdauer ertragen hat. Dein schönes Bild schwebt immer noch vor meinem innern Auge, ich kenne Dich nicht anders als das reizende Mädchen, das seit dem ersten Erblicken mir Herz und Sinn gefesselt . . . Nein, Sophie, ich habe Dich gekränkt . . . Verzeihe mir!"

Szenen dieser Art fanden häufig statt; sie trugen dazu bei, die Angst der armen Sophie zu vermehren und sie zur äußersten Vorsicht anzuspornen. Einst berieth sie mit dem Vater.

„Was beginne ich," fragte sie, „wenn Franz von Hoym seine Drohungen ausführt?"

Der Greis wiegte nachdenklich das Haupt.

„Wir sind in einer schwierigen Lage!" murmelte er.

„Ach, es ist ein Unglück!"

„Auch auf mich fällt ein schreckliches Licht, der ich Dein Geheimniß verborgen gehalten habe."

„Ernst wird ein Raub der Verzweiflung."

„Sophie, ich kann nicht glauben, daß ein Edelmann seine Schlechtigkeit so weit treibt . . ."

„Aber nehmen wir es an, Vater."

„So ist mein Rath: Finde Dich mit dem Manne ab. Ernst darf unter allen Umständen Nichts von der traurigen Angelegenheit erfahren. Warst Du auch um jene Zeit, als der Edelmann Dich bethörte, Niemandem Rechenschaft schuldig als Gott und mir, so hättest Du doch dem Bräutigam gestehen müssen . . ."

„Vater, Ernst weiß, daß er nicht meine erste Liebe ist."

„Aber auch nur dies weiß er; Du bist zu entschuldigen, nicht aber völlig freizusprechen. Finde Dich mit Herrn von Hoym ab, dies bist Du Dir und Deinem Manne schuldig."

Sophie hatte Mühe, sich die Unbefangenheit zu bewahren, die den Zustand ihres Innern verdecken

mußte; jemehr Ernst sich des wiederkehrenden Glückes freute, desto mehr zitterte die Gattin. Eines Morgens trat Rosa zu ihr in das Komptoir.

„Mutter,“ sagte das reizende Mädchen, „draußen steht ein Mann, der Dich sprechen will.“

„Wer ist er?“

„Dem Anscheine nach ein Bote, der eine Bestellung auszurichten hat.“

Sophie vermochte kaum ihren Schrecken zu verbergen. Eine Ahnung flüsterte ihr zu, daß Franz sich zu regen begann.

„Rosa!“

„Liebe Mutter?“

„Schicke den Mann herein.“

„Gut; aber warum zitterst Du, Mütterchen?“

„Es ist kalt, mich friert.“

„Bist doch nicht etwa unwohl?“

„Nein, Nein!“

Die Tochter küßte zärtlich die Mutter und ging. Eine Minute später trat der Bote in das Komptoir, ein Hausknecht des Hotels, in welchem Franz von Hoym wohnte.

„Sind Sie Madame Baum?“ fragte er.

„Ja. Was bringen Sie mir?“

„Einen Brief, den ich selbst in Ihre Hand legen soll.“

„Von wem?“

„Von dem Herrn von Hoym, der in unserm Hotel wohnt. Auch soll ich gleich Antwort zurückbringen.“

„Warten Sie draußen.“

Die Modistin befand sich allein in dem Komptoir. Sie las die Adresse; dieselben Züge, die ihr einst das größte Glück bereitet, trieben ihr heute das Blut aus den Wangen und machten das Herz vor Schreck erstarren. Ihre Hände zitterten so heftig, daß sie kaum das Siegel erbrechen konnte. In diesem Augenblicke trat der alte Pfarrer ein.

„Vater, was ich gefürchtet, trifft ein!“ flüsterte die Tochter ganz leise.

„Von wem ist der Brief?“

„Von dem schrecklichsten aller Menschen, von Franz.“

„Er kann sich auch eines Bessern besonnen haben. Zage nicht, Sophie; fasse Dich und lies!“

„Der Bote wartet auf Antwort.“

„Das ist kein gutes Zeichen."

„Vater, lieber Vater, was beginne ich? Mir fehlt der Muth, das Kouvert zu öffnen. Nach der ersten Unterredung, die ich mit dem Bösewicht gehabt, muß ich das Aeußerste fürchten. Es hat mir seine Absicht schon klar genug angedeutet. Ausbeuten will er mich . . ."

„So gib, daß ich lese!"

„Du kannst, Du mußt ja Alles wissen, Vater!"

Sophie übergab ihm den Brief.

Der Greis hatte die Zeilen gelesen.

„Hoym will Dich sprechen, Sophie."

„Großer Gott!"

„Du sollst Zeit und Ort bestimmen."

„Vater, rathe mir!" jammerte die arme Frau.

„Weisest Du ihn schnöde ab, so wird er sich mit Deinem Manne in Verhandlungen setzen."

Sophie bedeckte mit den Händen ihr Gesicht.

„Das kann, das darf nicht geschehen," sagte traurig der Greis.

„Vater, um Gotteswillen, was beginne ich?"

„Und wir haben kein Abwehrmittel gegen diesen

Menschen! Er droht auch mit der Forderung der Herausgabe seines Sohnes."

„Auch das noch, auch das noch!"

„Sprich zunächst mit ihm, Sophie; finde den Elenden durch Geld ab. Sind seine Ansprüche nicht zu befriedigen, nun so wird Gott uns gnädig sein. Vielleicht läßt er sich erweichen, wenn er Deine Anstrengungen sieht, ihm genug zu thun."

Beide beriethen.

„Wohlan denn, ich werde den Mann empfangen. Aber wo?"

„Nach Schluß des Geschäfts in diesem Komptoir; unsere Wohnung darf Hoym nicht betreten, denn Ernst ist zu mißtrauisch. Das kleinste Geräusch würde ihn aus der kaum wiedergewonnenen Ruhe emporschrecken. Schreibe sogleich die Antwort . . . doch so unverfänglich wie möglich. Erwähne der obwaltenden Verhältnisse mit keiner Silbe . . . Du verstehst mich."

Sophie schrieb mit zitternder Hand: „Es erwartet Sie diesen Abend halb acht Uhr in dem Komptoir . . . Sophie." Dann siegelte sie das Kouvert und schrieb die Adresse. Der Greis übergab dem Boten den Brief, der sich rasch entfernte. Mehr als

ein Mal im Laufe des Tages beriethen Vater und Tochter; sie kamen darin überein, alle nur möglichen Opfer zu bringen, um die Habgier des Aventürier's zu befriedigen. Die arme Modistin erwartete mit Zittern und Zagen den Abend. Ein Glück, daß das Geschäft ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahm; es wurden gerade heute der Verkäufe so viel abgeschlossen wie selten an einem Tage. Der Pfarrer Witt setzte den blinden Ernst davon in Kenntniß und fügte hinzu, daß Sophie nach dem Schlusse des Ladens noch eine Stunde im Komptoir arbeiten müsse, um die Bücher zu ordnen. Gleich nach sieben Uhr betraten Mutter und Töchter die Familienwohnung. Das Abendessen stand schon bereit . . . man nahm es ein.

„Nun gönne mir noch ein Stündchen," sagte Sophie zu dem Gatten; unterhalte Dich mit Deinen Kindern und mit dem Vater . . . ich werde mich beeilen, daß ich bald zu Dir zurückkehren kann. Es ist die Zeit der Bälle, darum hoffe ich, daß die nächsten Tage eben so ergiebig sein werden als der heutige es war. Ich darf mir die Geschäfte nicht über den Kopf wachsen lassen."

Ernst befand sich in guter Stimmung, er küßte die Gattin und entließ sie mit der Bitte, was irgend möglich auf den folgenden Tag zu verschieben. Sophie betrat mit dem Schlage halb acht Uhr das Komptoir. Sie zündete die Gaslampe über dem Arbeitspulte an. Die Läden der Fenster waren schon geschlossen. Die Glasthür, die in den Verkaufsladen führte, war durch einen grünen Vorhang verhüllt. Von der Hausflur führte eine zweite Thür in das Komptoir und diese ließ die Modistin so weit offen, daß ein Lichtstrahl hindurchdringen konnte. Franz war dem Lichtstrahle gefolgt; er schob die Thür leise zurück und als er die Dame an dem Pulte beschäftigt sah, fragte er: „Darf man eintreten?"

Sophie empfing den schrecklichen Gast, der die Kühnheit hatte, ihr die Hand zu küssen.

„Ich habe Sie empfangen, Herr von Hoym," sagte sie würdevoll, „um Ihre Wünsche zu hören. Ehe wir jedoch unsere Unterredung beginnen, bitte ich Sie, nicht einen Augenblick vergessen zu wollen, daß ich die glückliche Gattin eines braven Mannes und die Mutter guter Kinder bin."

Franz zog die Handschuhe ab und warf sie in den Hut, den er auf ein Tischchen gestellt hatte.

„Und ich bitte Sie, Madame, daran zu denken, daß wir uns liebten, ehe Sie die Gattin des blinden Mannes wurden, dem Sie drei reizende Töchter geschenkt haben.“

Die arme Frau preßte beide Hände auf den ängstlich wogenden Busen.

„Jene Zeit liegt weit hinter uns, mein Herr ... Mich dünkt, Sie müßten nur mit Erröthen an sie zurückdenken.“

„Verzeihung, nicht mit Erröthen, wohl aber mit Trauer, denn jetzt erst erkenne ich, daß das Schicksal mir damals einen herrlichen Schatz geraubt hat ... ich bedauere, mehr Sohn als Liebhaber gewesen zu sein.“

„Kommen Sie zur Sache, mein Herr ...“

„Sophie, behandeln Sie mich nicht als Ihren Feind; Sie werden bald erkennen, daß meine Verehrung für Sie noch nicht erloschen ist. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht perfid an Ihnen gehandelt habe, daß ich mich mit Schmerz von Ihnen trennte und mit Widerwillen die mir bestimmte Braut hei-

ratete. Ach, das war eine traurige Ehe! Sie mußte nach kurzer Zeit gelöst werden. Nun lebte ich mit den bittersten Qualen im Herzen . . . O, was habe ich gelitten! Die erste Liebe läßt sich doch nicht verbannen! Sophie, halten Sie mich nicht für Ihren Feind!“

Der Edelmann hatte so innig gesprochen, daß Sophie auf einen friedlichen Ausgleich zu hoffen begann.

„Sie haben von mir eine Unterredung gefordert, Herr von Hoym . . .“

„Ja.“

„Und ich habe Sie Ihnen bewilligt, weil ich gewisse Verhältnisse nicht ganz vergessen habe. Ich kann Gleiches nicht mit Gleichem vergelten . . . Dabei setze ich voraus, daß Sie meine Verhältnisse berücksichtigen und nach Kräften die traurigen Folgen auszugleichen suchen, an deren Entstehen Sie hauptsächlich die Schuld tragen. Was wollen Sie?“

Franz schien verletzt zu sein.

„Sie fragen mich in einem Tone, Madame . . . Was ich will? Seit ich Sie gesehen, ist in mir das Interesse für Sie so lebhaft erwacht, daß ich ihm

zunächst Ausdruck geben möchte. Freilich, wenn Sie schonungslos mit mir verfahren, habe ich den Muth nicht."

„Setzen Sie den Stolz bei Seite, mein Herr; ich habe die triftigsten Gründe, unsere Unterredung abzukürzen."

„Wir werden ja sehen, ob dies möglich ist. Zunächst möchte ich wissen, wo unser Sohn ist."

„Unser Sohn?"

„So habe ich gesagt", antwortete kalt der Edelmann.

„Wie kommt es, daß Sie heute danach fragen, nachdem Sie jahrelang sich um ihn nicht gekümmert haben?"

Franz betrachtete einige Augenblicke seine Nägel. „Dies ist sehr einfach, Madame. Mir scheint, daß Sie auf Ihre Töchter Alles verwenden, während Sie den unehelichen Sohn vernachlässigen. Sie übertragen den Haß, den Sie auf mich geworfen, auf meinen Sohn. Es ist dies eine Ungerechtigkeit die ich nicht dulden darf. Was hat der Knabe, der jetzt ein junger Mann sein muß, verbrochen?"

Sophie zitterte.

„Ich habe meine Mutterpflichten erfüllt, und zwar unter den traurigsten Verhältnissen. Wenn Sie wüßten, was ich gelitten, Sie würden mir diesen Vorwurf nicht gemacht haben. Tag und Nacht habe ich bei der Arbeit gesessen, um die Erziehungskosten zu verdienen."

„Wohl möglich!"

„Sie aber schwelgten in Saus und Braus und gedachten des betrogenen Mädchens nicht mehr, das mit Elend, Hunger und Schande kämpfte."

Franz streckte gleichgiltig die Hand aus.

„Fassen Sie die Angelegenheit nicht von der sentimentalen Seite an; auch ich habe gelitten, vielleicht mehr noch als Sie. Meine Vergangenheit ist nicht die glänzendste und von der Zukunft habe ich sehr wenig zu erwarten. Wollen Sie mir sagen, wo mein Sohn ist?"

„Nein!"

„Meine Geduld ist noch nicht zu Ende . . . Und warum nicht?"

„Weil ich nicht will, daß er seinen Vater kennen lerne."

„Kennt er denn die Mutter?“ fragte Franz im Tone beißender Ironie.

Sophie bezwang ihren Schrecken.

„Wenn Sie ein Ehrenmann sind,“ sagte sie erregt, „so vergessen Sie die Zeit Ihrer Perfidie und meiner Schmach. Es ist nicht wohl gethan, daß Sie den Schleier zerreißen . . .“

„Sophie!“

„Ich bin für Sie nicht mehr Sophie!“

„Was sind Sie denn, meine Liebe?“

„Die Gattin eines Mannes, den ich hochschätze und dem Sie es Dank wissen sollten, daß er das Opfer Ihrer Treulosigkeit vom Rande des Abgrundes, der es zu verschlingen drohte, zurückgerissen.“

„O, Madame, ich selbst wäre noch gekommen, das Mädchen meiner ersten Liebe zu versöhnen und es für immer an mich zu fesseln. Ernst Baum hatte mich dieses Glücks beraubt . . . soll ich ihm dafür dankbar sein? O, Madame, dies ist eine Zumuthung, die ich mit Entrüstung zurückweisen muß. Herr Baum ist mein Feind, mein ärgster Feind! Wie anders stände es um mich, wenn Sie heute noch frei wären . . . Ich würde Sie zur gnädigen Frau machen und

alle Wünsche meines Herzens wären befriedigt. Nach Lage der Dinge aber stehe ich wie ein Verstoßener vor Ihnen, der um die Gunst bettelt, sich an Ihrem Anblicke erlaben zu dürfen."

„Mein Herr!" rief Sophie entrüstet. „Verschonen Sie mich doch mit Spott und Hohn!"

„Ach, Sophie, ich spreche im vollen Ernste, denn meine Liebe zu Ihnen ist mit einer Heftigkeit wieder erwacht, die mich fast um den Verstand bringt."

Er wollte ihre Hand ergreifen.

„Schrecklicher Mann!" rief sie entsetzt, die Hand zurückziehend.

„Ich bin ein beklagenswerther Mann!"

„Sie zwingen mich, das Komptoir zu verlassen."

„Nein, Sophie, Sie werden bleiben, denn ich habe Ihnen noch viel, viel zu sagen."

Sophie weinte einige Augenblicke heiße Thränen in ihr weißes Battisttuch. Franz beobachtete sie mit lüsternen Blicken. O, sie war immer noch eine schöne, üppige Frau, die das Begehren eines Wollüstlings erregen konnte.

„Finden wir uns gegenseitig ab!" sagte sie nach einer Pause. „Meine Pein ist zu groß, ich ertrage

sie nicht länger. Fordern Sie, fordern Sie, mein Herr!"

Franz fragte lächelnd:

„Wo ist mein Sohn?"

„Er ist wohl aufbewahrt."

„Ich glaube nicht daran."

„Wollen Sie Geld?" fragte die zitternde Sophie.

„Nun, ich bin eben nicht in der Lage, eine anständige Summe zurückzuweisen. Was bieten Sie?"

Sophie zog ein Portefeuille aus der Tasche ihres Seidenkleides.

„Hier sind fünfhundert Thaler!"

Der Edelmann nahm und öffnete das Portefeuille. Nachdem er die Banknoten geprüft, versenkte er es mit der Miene eines Gläubigers, der eine rechtmäßige Schuld zurückerhält, in die Brusttasche seines Rockes. „Das Büchlein," sagte er mit einem Anfluge von Zärtlichkeit, „soll mir ein theueres Andenken sein. Die Summe, so klein sie auch ist, wird für die nächste Zeit meine Ausgaben decken. Der Abgang derselben bereitet Ihnen, Madame, keine Verlegenheit. Ihr blühendes Geschäft muß einen schönen Gewinn abwerfen. Und nicht wahr, fünfhundert Thaler sind

wahrlich nicht zu wenig dafür, daß ich Ihnen ein gewisses Geständniß erlasse . . . ein Geständniß, das Ihnen sehr schwer wird."

Sophie hatte sich erhoben.

„Für dieses Geld fordere ich ein Gelöbniß von Ihnen, mein Herr!"

„Was, Madame, soll ich geloben?"

„Daß Sie von meiner Existenz ferner keine Notiz nehmen."

„Ah, das ist viel verlangt!"

„Ich muß es fordern!"

„Wie kann ich eine so schöne, so großmüthige Frau vergessen? Sagen Sie dem Strome, daß er seinen Lauf ändere, sagen Sie dem verdorrten Baume, daß er blühe, sagen Sie der Sonne, daß sie sich um die Erde drehe . . . dieser Befehl wird eben so ungehört verhallen als das Verlangen, das Sie an mich gestellt haben. Ich möchte es gern, liebe Sophie . . . aber so lange Sie mir das Herz nicht aus der Brust reißen, werde ich Ihrer in Liebe gedenken. Glauben Sie nicht an Spott und Hohn . . . ich spreche die volle Wahrheit. Man hat mir gesagt, Sie hätten Ihr Kind . . . doch ich schweige, da ich es nicht

glaube. Nein, dessen sind Sie nicht fähig, wenn auch Noth und Elend Sie zu Boden drückten."

Die arme Frau rang die Hände.

„Herr Gott im Himmel!" flüsterte sie entsetzt. „Was können Sie nicht glauben?"

„Lassen Sie doch, Madame; ich bin vor der Hand zufrieden gestellt und kann schweigen. Auch Sie sollen kein Wort von dem erfahren, was ich weiß. Nein, das wäre undankbar! Aber fordern Sie nicht, daß ich mit Ihnen alle und jede Verbinduug aufgebe . . . Sie berauben mich eines Trostes, dessen ich dringend bedarf, wenn ich nicht verzweifeln soll. Bleiben wir in Verbindung, in einer unschuldigen Verbindung, die uns an die erste Liebe erinnert. Wir stehen ja in dem Alter, in dem der Mensch von der Erinnerung zehrt. Und wir, Sophie, haben uns so reizender, so seliger Stunden zu erinnern . . . Ach, kein Glück auf der Erde kommt dem der ersten Liebe gleich! Sophie, ich habe ein Töchterchen, ein liebes gutes Kind, das mir am Herzen liegt . . . eröffnen Sie dem Kinde einen Kredit . . . meine Anna hat keine Ahnung davon, daß ihre Mutter nicht meine erste Liebe war . . . sie wird es auch nie erfahren.

Durch diesen lieben Boten wollen wir unsere Verbindung erhalten. Behandeln Sie das Kind als eine Kunde . . . als eine gute Kunde . . . und respektiren Sie meine Anweisung. Ich werde nicht zu weit gehen, werde Ihren Kredit nicht mißbrauchen; aber statten Sie mir mein Kind gut aus, es ist ja die Halbschwester Ihres Sohnes. Gute Nacht, Madame Baum. Ach, Sie sind glücklicher als ich es bin . . . . Ihrer wartet ein liebender Gatte und eine fröhliche Familie . . . mich empfängt Einsamkeit und Reue. Gute Nacht, Madame Baum!"

Der Edelmann hatte bei den letzten Worten seinen Hut genommen und reichte nun der Modistin die Hand.

„Gehen Sie, gehen Sie!" rief sie schluchzend.

„Werden Sie meine Anna empfangen?"

Sophie nickte schweigend mit dem Kopfe. Als sie sah, daß Franz sich entfernt und die Thür geschlossen hatte, sank sie laut weinend auf den Sessel. So traf sie der eintretende Vater.

„Kind, mein liebes Kind!" rief der Greis erschreckt. „Hat Dir der Bösewicht ein Leid zugefügt?"

Sie erzählte Alles.

„Es ist entsetzlich!" murmelte der Pfarrer. „Den-

selben Menschen, der Dich in das höchste Elend gestürzt hat, mußt Du nicht nur ernähren, Du mußt ihm auch wie eine Sklavin gehorchen, mußt ein Werkzeug in seiner Schurkenhand sein."

„Vater, er hat den Verdacht deutlich ausgesprochen, daß ich mein Kind . . ."

Sophie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

„Fasse dich und baue auf Gott!"

„O, wüßte ich, wo die Wedekind wäre! Sie allein nur kann mich retten!"

„Leider sind meine bisherigen Forschungen ohne Erfolg geblieben."

„Vater, gehe weiter, gehe noch weiter!"

„Was soll ich denn thun?"

„Vertraue Dich einem Rechtsanwalte an."

„Dazu möchte ich nicht rathen."

„Man muß dem Weibe einen Lohn aussetzen, dann wird es sich melden."

„Nun beruhige Dich, Sophie, Ernst wartet; er wird schon unruhig und schöpft wieder Verdacht. Da bin ich zu Dir geeilt . . . ich vermuthe, daß er sich in das Komptoir führen läßt. Trockne die Thränen,

Du hast keinen Mord auf dem Gewissen, und dem Unschuldigen steht der liebe Gott immer bei. Kommt Zeit, kommt Rath. Ich werde überlegen, was ferner zu thun ist."

Während Sophie das Arbeitspult ordnete, ward die Thür geöffnet. Rosa und Martha führten den blinden Vater herein. Doris trug eine Kerze. Es war eine rührende und zugleich erfreuende Gruppe. Die reizenden blühenden Gesichter der Töchter strahlten vor Freude . . . der bleiche Ernst sah schon wieder recht traurig aus.

„Wo bist Du, Sophie?"

„Hier, mein lieber Freund!"

„Laßt mich nur los, Kinder, ich finde das Arbeitspult schon. Bleibe an Deinem Platze, Sophie . . ."

Der Blinde streckte die Hände aus und schritt dem Pulte zu. Nun erfaßte er die Gattin; er drückte sie zärtlich an sich.

„Frau," rief er, „ich wollte Dich überraschen, wollte Dir eine Freude bereiten . . . darum ließ ich mich still von den Kindern führen."

Sophie kannte den Grund schon, der den Gatten leitete.

„Und Du machst mir wirklich eine große Freude, Ernst!“

„Bist Du fertig?“

„Ja, lieber Mann!“

Er küßte ihr die Wangen.

„Sophie! Sophie!“

„Was ist Dir, Ernst?“

„Du hast geweint.“

„Ich muß noch weinen.“

„Worüber denn?“

„Daß Du mein Glück nicht theilen und unsere Kinder sehen kannst. Da stehen sie um uns her . . . Ach, Ernst, Ernst . . . gebe Gott, daß Dich der Arzt rettet!“

Auch die Augen der Kinder wurden feucht.

„Kommt in die Wohnstube!“ rief der Großvater. „Es wird schon kalt hier. Du, Sophie, führst den Gemal . . . ich schließe das Komptoir und folge den Kindern nach. Doris leuchtet voran.“

Und so geschah es. Die Familie ging in der angegebenen Ordnung die Treppe hinan und betrat das freundliche, mild erwärmte Wohnzimmer. Alle hielten der Mutter Thränen für Thränen des Schmerzes.

Die arme Sophie hatte einen schweren Kampf zu bestehen, um das heitere Gespräch, das sich nun entwickelte, nicht durch Mißmuth zu stören. Sie mußte gewaltsam die Seufzer unterdrücken, die sich der schwer beklommenen Brust zu entwinden suchten; sie mußte lächeln, während ihr das Herz blutete. Endlich schlug die Erlösungsstunde . . . die Töchter küßten die Eltern und gingen zu Bett.

Am nächsten Morgen begann das Geschäft wie gewöhnlich. Die drei Grazien bedienten die Kunden, während Frau Baum in dem Arbeitslokale der Näherinnen und Stickerinnen und dann wieder im Komptoir thätig war. Wenn die arme Modistin das rege Leben betrachtete, die blühenden Kinder, die wetteiferten in der Ausübung ihrer Pflichten, wenn sie bedachte, daß ein einziges Wort des Edelmanns nicht nur ihre bürgerliche Existenz, sondern auch ihr Familienglück zerstören konnte, so lief ein kalter Schauer durch ihren Körper. Haß und Abscheu aber erfüllte sie, da sie sich sagen mußte: Franz von Hoym sollte dich ehren, statt dich zu demüthigen.

Es war ihr lieb, daß so viel Geschäfte auf ihr einstürmten und ihre Aufmerksamkeit völlig in An-

spruch nahmen. Bald fragte eine Putzmacherin, bald eine Stickerin um Rath; dann kamen Kisten, die ausgepackt werden mußten, dann wieder war bestellte Arbeit abzuliefern und wiederum waren neue Bestellungen anzunehmen. Damen, vornehme und geringe, erschienen, um Einkäufe zu machen. Der alte Pfarrer saß an seinem Pulte und besorgte die Korrespondenzen oder schrieb Rechnungen.

Gegen Mittag trat ein junges Mädchen in den Laden.

Es war Anna von Hoym.

„Ich möchte Madame Baum sprechen!" sagte sie schüchtern.

Die Modistin befand sich gerade hinter dem Ladentische.

„Sie steht vor Ihnen, mein Fräulein! Womit kann ich dienen?"

„Hier ist ein Brief von meinem Vater!"

In Sophie stieg eine Ahnung auf; sie hatte den Muth nicht, nach dem Namen des Vaters zu fragen. Zitternd erbrach sie das Kouvert und las:

„Eröffnen Sie, verehrte Frau, meiner Tochter

einen Kredit bis zu hundert Thalern; Unterzeichneter verbürgt sich für richtige Zahlung. Franz von Hoym."

„Ich muß wohl!" dachte die arme Frau. „Ich muß wohl! Dies ist seine Handschrift."

Sie betrachtete das junge Mädchen. Anna's Gesicht war so unschuldig, so gutmüthig, man konnte sagen, so naiv, daß Madame Baum eine Art Mitleid mit ihr fühlte . . . sie war ja die Tochter eines erwiesen schlechten Mannes. Oder sollte sie unter dieser Maske ein tückisches Herz verbergen?

„Wollen Sie Ihren Bedarf gleich nehmen, Fräulein von Hoym?"

Die letzten Worte wollten der Modistin kaum über die Lippen.

„Ja!" antwortete Anna, sichtlich erfreut.

„So wählen Sie!"

„Ich brauche einen Hut, Madame!"

„Hier sind Hüte."

Sophie führte die jugendliche Käuferin zu der Abtheilung des Ladens, in der sich der gesuchte Artikel befand.

Anna war wie geblendet von den Herrlichkeiten, die sie hier erblickte.

„Wollen Sie in schwarzem Sammt, mein Fräulein?“

Die Modistin mußte sich, weil ihre Töchter in der Nähe waren, so höflich zeigen, als ob sie eine Käuferin ersten Ranges vor sich hatte. Die Kinder durften ja nicht ahnen, daß die Furcht sie zur Nachgiebigkeit zwang.

Anna wählte einen reizenden schwarzen Hut mit weißer Straußfeder.

Die Modistin besorgte mit unerschöpflicher Geduld das Geschäft des Anprobirens.

„Er paßt und steht Ihnen vortrefflich!“ sagte sie mit vor Erregung bebender Stimme. „Betrachten Sie sich im Spiegel.“

Die Tochter des Edelmanns wandte sich. Ihr ganzes Gesichtchen ward roth vor Entzücken.

„Ist er Ihnen recht, mein Fräulein?“

„So einen Hut habe ich mir gewünscht, Madame!“

„Tragen Sie ihn.“

„Und der Preis?“

„Ich sende Ihrem Herrn Vater später die Nota.“

Anna wählte noch einige Putzsachen, als Netze, Schleifen, Bänder, Kravatten, Gürtel und Kragen.

„Wohin soll ich Ihnen die Waare senden?“

„Ich habe einen Diener bei mir, Madame.“

„Gut!“

„Wenn Sie nur gefälligst einpacken wollen . . . Sie brauchen keinen Ihrer Leute zu inkommodiren.“

Rosa holte einen großen Karton, legte die Sachen hinein und übergab ihn dem Lohndiener, den Anna von der Straße hereingerufen hatte.

„Es ist doch Alles in Ordnung?“ fragte sie dann.

„Alles, mein Fräulein.“

Anna grüßte und ging. Sophie athmete hoch auf, sie ging in das Komptoir und theilte dem Vater den Besuch mit.

„Du hast recht gethan, mein Kind!“ sagte er. „Vor der Hand müssen wir leiden und Opfer bringen; die Dinge werden sich bald ändern.“

„Aber wie und wann?“

„Ich werde neue Anstrengungen machen, die Frau aufzufinden, die das Kind mit sich genommen. Es bleibt ein Unrecht, daß wir die traurige Angelegenheit so lange haben ruhen lassen. Es sind viele Jahre darüber verflossen. Ist das Weib ermittelt oder, wenn es nicht mehr lebt, ein Verwandter, der

Auskunft gibt, so ist wenigstens der Verdacht von Dir genommen . . ."

„Denke an den armen Ernst, Vater! Hoym wird von dem ein behagliches Leben führen, was er durch Drohungen von mir erpreßt. Meine Lage ist wahrhaft gräßlich!"

„Fasse Dich und gehe Deinen Geschäften nach. Ich werde indeß für Dich thätig sein, werde nach Kräften vermitteln und sorgen. Der Versicherung, daß ich Deine Interessen wahre, bedarf es nicht. Darum sei ruhig."

Der Greis suchte zu trösten; Sophie reichte ihm die Hand.

„Vater," rief sie, „wenn mein Schicksal das Werk der Vorsehung ist, so zweifle ich an der Gerechtigkeit des Himmels . . ."

„Frevle nicht!" rief mahnend der Greis. „Die Wege der Vorsehung bleiben den Menschen Geheimniß. Vielleicht bist Du selbst das Mittel, das Gott sich wählt, um den verworfenen Edelmann zu züchtigen. Es gibt eine allwaltende Vorsehung, die nimmer rastet, es gibt eine ewige Gerechtigkeit, die das Gute belohnt und das Schlechte bestraft. Du

hast herbe Prüfungen ertragen und ich habe mit Dir gelitten . . . Wir beide sind schuldlos . . . Es kommt ein Tag des Gerichts, zweifle nicht daran! Wer wie Du redlich als Gattin und Mutter gehandelt hat, darf getrost der Güte des allmächtigen Vaters dort oben vertrauen."

„Ich muß meinen braven Mann täuschen!" jammerte die arme Frau. „O, wie gern legte ich ihm ein offenes Bekenntniß ab, wie gern bäte ich ihn um Verzeihung . . . Der Gedanke, Du magst den armen Blinden noch unglücklicher als er schon ist, hält mich davon ab. Ich bin dem Dulder Alles auf dieser Erde; erfährt er, daß ich ihn betrogen habe . . . O, mein Gott, ich kann den entsetzlichen Gedanken nicht fassen!"

Sophie verhüllte ihr Gesicht und weinte.

„Mein Kind, Deine Liebe zu Ernst läßt Dich nicht unbefangen urtheilen. Erwäge die Verhältnisse, unter denen Du Dich mit Deinem Manne verheiratet hast, so bist Du vor Deinem Gewissen gerechtfertigt. Du hast ihm nicht Deine Vergangenheit, Du hast ihm Deine Zukunft gebracht. Während Deiner Ehe bist Du eine musterhafte Gattin gewesen; Du

hast vollbracht, was tausend anderen Frauen unmöglich.“

„Und doch fühle ich mich nicht schuldlos!“

„Wenn Du einen Fehl begangen, so hast Du ihn auch schon gesühnt. Ernst hat kein Recht, von Dir Rechenschaft über die Zeit vor Deiner Verheiratung von Dir zu fordern . . . bedenke das!“

„Aber er wird trotzdem elend werden!“

„Still, Martha kommt!“

Die jüngste der drei Grazien trat ein. Sophie trocknete rasch ihre Thränen und rang nach Fassung.

„Mutter,“ sagte das liebliche Mädchen, „die Gräfin von Auerstein läßt nach dem bestellten Hute fragen. Ist er fertig?“

Sophie machte sich an dem Pulte zu schaffen, um das Gesicht abzuwenden.

„Ich glaube!“ antwortete sie so gleichgiltig als es ihr möglich war.

„Der Bediente hat Auftrag ihn mit sich zu nehmen.“

„Sage, wir würden ihn schicken.“

„Mutter, was ist Dir denn?“ fragte besorgt die Tochter.

„Ich habe sehr starken Kopfschmerz.“

„Ach, liebe Mutter, werde nur nicht krank! Vater fürchtet stets, daß Du Deinen Kräften zu viel zumuthest.“

„Verschweige dem Vater mein Leiden; es wird vorüber gehen. Er soll sich nicht ängstigen . . . sage dem Bedienten, was ich Dir aufgetragen habe. Der Kopfschmerz vergeht, ich habe ihn schon oft so gehabt.“

Martha entfernte sich, nachdem sie der Mutter die Hand geküßt hatte.

„Die Pein ist schrecklich,“ flüsterte die arme Sophie; „selbst meine Kinder muß ich täuschen, wenn sie mir ihre Theinahme bezeigen.“

Der Alte schüttelte sein greises Haupt.

„Füge Dich den Verhältnissen, Sophie, so schwer es Dir auch werden mag; suche Kraft in dem Bewußtsein Deiner Schuldlosigkeit. Ich unternehme jetzt einen Weg . . .“

„Wohin, Vater?“

„Zu dem Grafen von Auerstein.“

„Was willst Du bei ihm?“

„Mit ihm berathen, denn er ist der einzige

Mann, dem ich Vertrauen schenken darf. Die Gräfin ist Deine Schwester . . . sieh', da hast Du ein ähnliches Verhältniß . . . der Graf verschweigt die Abkunft seiner Gemalin und wir halten uns fern, um den Verdacht der Leute nicht zu erregen. Ich wußte noch nicht, wo ich meine neuen Forschungen beginnen sollte . . . da kam Martha und sprach von dem Diener des Grafen . . . Sophie, der Mund des jüngsten Deiner Kinder zeigte mir den Weg, den ich einschlagen soll, und nun gehe ich hin. Nenne mich nicht abergläubisch, ich bin fest überzeugt, daß es eine Vorsehung gibt. Ja, der Graf ist der Mann, mit dem ich berathen soll und er wird mir helfend die Hand reichen. Das hat Gott gethan! Ich gehe, ich gehe zu meinem Schwiegersohne. Auf Wiedersehen!"

Sophie hielt ihn nicht zurück; sie fühlte, daß zu ihrer Beruhigung Schritte unternommen werden müßten, die über das Schicksal des Kindes Licht verbreiteten.

3.

Der gräfliche Schwiegersohn.

Ein Fiaker brachte den Greis nach dem Palaste des Grafen. Der Portier rief einen Diener, der den Alten in ein Vorgemach führte.

„Hier ist meine Karte; überreichen Sie sie dem gnädigen Herrn.“

Während der Abwesenheit des Dieners legte der emeritirte Pfarrer seinen Pelz ab. Nun zeigte er sich im schwarzen Anzuge und in weißer Halsbinde. Er sah recht stattlich und zugleich würdig aus, der Greis, der ruhig wartend in der Mitte des Vorgemachs stand. Es war lange her, daß er schon einmal hier gewartet hatte . . . Damals beseelten ihn andere Gefühle, heute war er der selbständige Mann, wenngleich ihn schwere Sorgen bedrückten. Wie hat=

ten sich die Verhältnisse geändert! Wie anders waren die Menschen geworden!

Der Diener kam zurück, ließ die hohe Flügelthür offen und bat den Gast einzutreten.

In dem Salon befanden sich der Graf und die Gräfin.

„Sie, Herr Pastor?“ rief Julius.

„Ich bin es, Herr Graf!“

„Seien Sie mir, seien Sie meiner Gattin willkommen!“

Der Graf reichte ihm die Hand.

„Dieser Empfang thut meinem alten Herzen wohl!“ sagte bewegt der Greis.

„Wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Es ist wahr, Herr Graf. Geschäfte führten mich nicht zu Ihnen . . .“

„Und was verschafft mir heute die Freude, Sie zu empfangen?“

Antoinette saß regungslos auf einem Sessel; sie betrachtete aufmerksam den Greis, der sich zitternd zu dem Sopha führen ließ. Er hatte schon einen Blick auf die Gräfin geworfen und gefunden, daß sie mit seiner verstorbenen Gattin große Aehnlichkeit hatte.

„Was mich zu Ihnen führt, Herr Graf?“

„Doch nicht ein unangenehmer Grund?“

„Ja, gnädiger Herr! Nicht für Sie,“ fügte der Greis rasch hinzu. „Nur für mich und meine Tochter. Ich bitte nur um Ihren Rath, gnädiger Herr.“

„Den zu ertheilen ich verspreche. Was ist es?“

„Herr Graf . . .“

„Ah, legen Sie sich keinen Zwang an.“

„Ich weiß nicht, ob die gnädige Frau . . .“

„Sie kennt die Verhältnisse Ihrer Tochter und weiß die Diskretion zu schätzen, mit der Sie unsere Beziehung bisher behandelt haben.“

„O, glauben Sie mir, daß es mir oft Mühe gekostet hat, die Regungen in der Vaterbrust zu unterdrücken, aber da ich von dem Glücke Antoinetten's überzeugt war . . . konnte ich mich schon fern halten, gnädiger Herr; konnte ich das Ihnen gegebene Versprechen schon erfüllen.“

„Auch Antoinette kann Ihnen Rath ertheilen.“

„Nun, so will ich denn in Gottes Namen sprechen! Sie werden gleich sehen, daß ich in Sie ein grenzenloses Vertrauen setze . . .“

Der Greis erzählte das Schicksal seiner Tochter

Sophie, die nun eine achtbare Frau und glückliche Mutter geworden sei; er schilderte in scharfen Zügen das entsetzliche Benehmen des Edelmannes und bat um Rath zur Abhilfe.

Antoinette saß starr vor Entsetzen.

Der Graf hatte sich erhoben und ging erregt durch das Zimmer.

„Gibt es denn wirklich einen solchen Menschen?" fragte die Gräfin. „Kann in einer Menschenbrust so viel Nichtswürdigkeit wohnen?"

„Das ist viel, das ist zu viel!" rief der Graf. „Franz von Hoym verdient ... ich kann es nicht aussprechen!"

„O, wie beklage ich Ihre Tochter!"

„Die arme Frau muß sehr elend sein."

„Gram und Kummer verzehren sie."

„Herr Pfarrer, Sie wissen Nichts von jener Wedekind?"

„Nein, Herr Graf!"

„Das ist schlimm."

„Wir haben eine zu lange Zeit verstreichen lassen."

„Und Hoym droht mit Denunziation?"

„Wenn wir ihm nicht zahlen, was er fordert. Er hat schon eine Summe in Empfang genommen.“

„Infam, infam!“

„Auch seine Tochter sendet er, ein junges unerfahrenes Mädchen . . . es holt Putzsachen auf Rechnung . . . Herr Graf, was sollen wir thun?“

Julius sah seine Gattin an, als wollte er sagen: Ich finde keinen Ausdruck für das Verfahren Hoyms. Antoinette seufzte.

„Meine Sophie,“ murmelte der Greis, „hat sich eines Fehls schuldig gemacht; aber sie hat auch dafür gebüßt. Was sollen wir thun, Herr Graf?“

„Die Sache ist schwierig.“

„Rathen Sie, helfen Sie.“

„Lassen Sie mir Zeit zu überlegen.“

„Sie wollen sich unserer annehmen?“

„Gern, Herr Pastor; aber bis zu der Zeit, daß ich für Sie handelnd einschreiten kann, bringen Sie es mit dem Hoym nicht zum Bruche. Der Ehrenmann muß glauben, er sei gefürchtet. Gewähren Sie ihm, was er fordert. Es soll nicht lange dauern. Wahr ist's, der Mensch ist sehr gefährlich; aber wir werden schon mit ihm fertig werden.“

„Könnte ich nur jene Frau Wedekind ausfindig machen!“ jammerte der Greis. „Die Schwester, die mir gewisse Papiere gestohlen, ist todt . . . vielleicht auch lebt das Weib nicht mehr, das das Kind mit sich genommen . . .“

„Beruhigen Sie sich; wir werden den nichtswürdigen Hoym in Schach zu halten wissen.“

Dem Greise rannen Thränen über die Wangen.

Antoinette erhob sich, reichte ihm die Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Bedürfen Sie unserer Hilfe, so kommen Sie zu uns! Es gibt ein sympathetisches Band, das uns umschlingt . . . äußere Verhältnisse sollen dieses Band nicht zerreißen.“

Sie küßte ihm die zitternde Hand und verließ das Gemach.

Jetzt sagte der Graf lebhaft:

„Jener Herr von Hoym ist mein Feind, er ist es nun doppelt, da er die Schwester meiner Gattin angreift.“

„Herr Graf, Herr Graf, Sie erkennen unsere Verwandtschaft an?“

„Ich habe sie nie geleugnet und bin nach der

letzten Reise, die ich durch Frankreich gemacht, völlig überzeugt, daß meine angebetete Gattin Ihre Tochter ist. Eine Betrügerin hat diese Ueberzeugung zu erschüttern gesucht . . ."

„Ach, gnädiger Herr, nehmen Sie sich der armen Sophie an! Ich weiß, daß Ihr Stand Rücksichten fordert, daß es nöthig ist, den Schleier über der Vergangenheit ruhen zu lassen . . . meine Hand soll ihn nicht frevbentlich lüften. Ich kenne das Glück meiner Tochter, das ist mir genug!"

„Besuchen Sie uns von Zeit zu Zeit; meiner Gattin ist es Bedürfniß, Sie zu sehen . . . Und ich bin Ihnen dankbar für die Diskretion, die Sie bisher bewahrt haben."

Der Graf ließ sich noch einmal die Einzelnheiten der Uebergabe des Kindes erzählen und machte Notizen auf ein Blatt Papier. Ehe der Greis schied, kam Antoinette noch einmal . . . sie behandelte ihn mit kindlicher Ehrfurcht, ließ sich von den Verhältnissen ihrer Schwester erzählen und beklagte tief, daß es ihr nicht vergönnt sei, den Umgang mit ihrer Familie zu pflegen, den ihr Herz wünschte.

„Küssen Sie mich, küssen Sie mich doch!" bat

sie unter Thränen. „Der Kuß des Vaters thut wohl, er stärkt das Herz und hebt das Gemüth . . . es ist ein süßes Bewußtsein, einen Vater zu haben. Sie haben, um mein Glück zu fördern, sich meiner entäußert . . . Das ist ein großes, erhabenes Opfer! Hätten Sie es nicht gebracht, ich würde heute meinen Gatten nicht besitzen, der wiederum sein höchstes Glück in meinem Besitze findet.“

„O, wie freut mich diese Auffassung der Dinge!“ rief gerührt der Greis. „Das hat Gott gethan, der mich am Abende meines Lebens noch einmal glücklich machen will. Das hat Gott gethan, der den unschuldig Leidenden nicht ganz untergehen läßt! Und ich habe viel gelitten! Muß auch wohl noch viel leiden! Ach, die arme, arme Sophie! Die Nachricht von Ihrem Wohlwollen wird sie trösten.“

„So bringen Sie ihr den Trost!“

Zitternd küßte der Pfarrer die Stirn seiner Tochter, die sich ehrfurchtsvoll vor dem Vater beugte und dann ihre Lippen auf seine Hand drückte. Der Graf begleitete den Gast bis auf die Hausflur. Als er zurückkehrte, schloß er seine Gattin in die Arme. „Antoinette,“ rief er, „ich freue mich Deines Glücks!

Nein, der Greis muß Dein Vater sein . . . die tückische Herzogin hat sich der Lüge bedient, um Rache an uns zu nehmen. Ich pflichte völlig Deiner Ansicht bei. Ach, die Resignation Deines Vaters, ist ihr auch nicht ganz die Eigennützigkeit abzusprechen, hat uns unbeschreiblich glücklich gemacht!“

Aloise, die reizende Tochter, trat ein; sie kam von dem Besuche zurück, den sie ihrer Freundin Hermine, Baronesse von Hochstedt, abgestattet hatte.

„Die vor dem Tode wunderbar Bewahrte!“ dachte die Mutter, indem sie die blühende Tochter umarmte und küßte.

Sie zitterte und weinte, als sie des vergifteten Blumenstraußes gedachte. Aloise errieth die Gedanken der Mutter: „Weine nicht, liebes Mütterchen,“ flüsterte sie; „vergiß doch den traurigen Fall. Ich bin vorsichtig und hüte mich vor den Blumen, die ich nicht selbst gepflückt habe.“

Der Graf hatte nach der Uhr gesehen.

„Ich werde noch einen Besuch abstatten,“ sagte er.

„Wem?“ fragten Mutter und Tochter.

„Meinem Bruder Theodor. Du bist erstaunt, liebe Antoinette . . .“

„Wie kommst Du dazu, Dich zuerst zu nähern? Theodor weiß, daß seine Liaison mit der Hoym uns verhaßt ist . . . Er selbst trägt die Schuld an dem Bruche mit uns . . .“

„Laß mich jetzt; ich theile Dir später die Gründe mit', die mich leiten. Theodor bleibt doch immer mein Bruder; vielleicht kann ich ihn noch retten. Alles, was den Namen Hoym trägt, ist mir verhaßt ... Ich werde bald zurückkehren. Du weißt ja, daß ich auch dem würdigen Pastor nützen muß.“

„Durch Theodor?“

„Vielleicht durch ihn.“

Julius nahm zärtlich Abschied und ging. Wir treffen ihn nach einer Viertelstunde bei dem Major, der sich zum Ausgehen anschickte.

„Was ist das?“ rief er erstaunt. Julius, Du besuchst mich?“

Theodor reichte dem Bruder zwar die Hand; aber er sah doch recht ernst aus. Man errieth, daß er nicht frei von Groll war. Julius ließ sich nicht abschrecken.

„Ich werde mich kurz fassen,“ sagte er; „das, was unsern Zwist veranlaßt, führt mich heute zu Dir.“

„Willst Du von Beata sprechen?"

„Mit der Offenheit, die ich Dir als Bruder schuldig bin."

Der Major entgegnete kalt:

„Jedes Wort ist überflüssig. Ich habe als Mann mein Versprechen gegeben, und dies werde ich halten."

„Theodor, die Sache ist bis jetzt ein tiefes Geheimniß; nur ich kenne sie."

„Weil ich sie Dir anvertraut habe."

„Und dabei mag es bleiben."

„Nein; ich werde bald meine Verlobung proklamiren können."

„Franz von Hoym ist in der Stadt."

„Ich weiß es schon."

„Theodor, und mit diesem Menschen willst Du um eine Frau streiten? Diesen Roué willst Du abfinden, daß er die Frau freigebe, die Du zu heirathen gedenkst? Der Name „Hoym" ist gebrandmarkt ..."

Beata trägt nicht die Schuld daran."

„Uebereile Dich nicht, Bruder! Es ist noch Manches aufzuklären, das Dir später ernste Reue bereiten wird. Ich mahne nicht ab aus Haß gegen Beata; ich rathe als ruhig denkender, vernünftiger Mann

und bitte Dich, auf Deine Familie Rücksicht zu nehmen."

Der Major hob den Kopf stolz empor; sein großes Auge rollte vor Erregung.

„Hat die Familie auf mich Rücksicht genommen?" fragte er mit starker Stimme. „Schwester Klara hat mich vernachlässigt und Bruder Julius . . ."

„Halt, wirf den Stein nicht auf mich! Als Du meine Hilfe in Anspruch nahmst, konnte ich über das Vermögen meiner Frau nicht verfügen . . . Du verlangtest eine Summe, die zu beschaffen unmöglich war. Statt meinen Versicherungen zu glauben, tratest Du auf die Seite der verblendeten Schwester und geselltest Dich somit meinen Feinden zu. Ich habe Dir längst verziehen . . . Später warst Du zu stolz meine Hilfe anzunehmen und zogst Dich von mir zurück . . . Du beleidigtest selbst meine Frau..."

„Genug!" sagte Theodor, indem er die Hand ausstreckte.

„Bruder, bedenke was Du thust!"

„Ich verhehle nicht, daß ich Anfangs aus Eigennutz mich um Beata's Gunst bewarb, da meine finanzielle Noth den höchsten Grad erreicht hatte, denn

die Gläubiger drohten mich zu erdrücken . . . jetzt, da ich sie näher kennen gelernt, muß ich die arme Frau schätzen und lieben. Sie ist würdig den Namen Auerstein zu tragen und verdient, daß sie die Gemalin eines Grafen werde. Ihre erste Ehe, zu der ein halb wahnsinniger Vater sie gezwungen, kann mich nicht kümmern . . . Beata paßt für mich, ich passe für Beata."

Julius ergriff die Hand des Bruders.

„Theodor," sagte er bewegt, „Du nimmst einen bedeutenden Grad in der Armee ein und wirst bald höher avanciren. Denke an den Eklat, den Deine Verlobung hervorbringen muß. Beata steht nicht im besten Rufe . . ."

„Weil man sie verleumdet."

„Nein, nein!"

„O, ich weiß Alles. Gerade die ärgsten Schreier würden sich geschmeichelt fühlen, wenn Beata ihnen ihre Gunst zuwendete. Gerade diese heirateten sie auf der Stelle."

„Ich spreche nicht von den Schreiern, Bruder."

„Von wem sprichst Du?"

„Von der Möglichkeit, daß Du aus dem Heere

scheiden mußt. Ich habe Gelegenheit, die Stimmung zu sondiren, ich höre, wie man in den besten Kreisen über Beata von Hoym urtheilt . . . Theodor, wird bekannt, daß wir uns versöhnt haben, so bist Du gerettet. Schließe Dich meiner Familie und den Kreisen wieder an . . ."

„Unter welcher Bedingung?" fragte rasch der Major.

„Daß Du Frau von Hoym aufgibst und mir die Sorge für Dein Avancement überläßt. Thodor, Hoym ist hier; daß man ihn abschüttelt, unterliegt keinem Zweifel . . . aber welch' ein Gewerbe treibt der Mann! Schon der Gedanke, die Geschiedene dieses Gauners soll Deine Gattin werden, erfüllt mich mit Entsetzen und Grauen. Ich kann es nicht für möglich halten! Du, Theodor, bist nicht mehr jung, bist einer leidenschaftlichen Liebe nicht mehr fähig... nur Vernunftgründe leiten Dich . . . höre auf mich. Verfolge Deine Militärlaufbahn . . ."

„Mit einer Schuldenlast, die ich kaum noch tragen kann!"

„Ich werde deine Schulden bezahlen!"

„Und ich habe mir vorgenommen als Privatmann zu leben.“

„Theodor.“

„Beata ist sehr reich.“

„Durch eine Erbschaft, die mit Sünden erworben ist.“

„Was kümmert's mich?“ rief bitter lachend der Major. „Die Erbschaftsgeschichte liegt mir fern...“

„Aber nicht der Frau, die Du zu heiraten gedenkst. Beata's Ehre ist dabei engagirt. Du mußt es wissen.“

Der Major sah den Bruder erstaunt an.

„Wer sagt das?“ fragte er mit starker Stimme.

„Ich, Dein älterer Bruder!“

„Kannst Du dies verantworten?“

„Wie Dein General, von dem ich es gestern erst erfahren habe.“

„Der Mann wird mir Beweise schaffen müssen.“

„Und wenn er sie beigebracht hat?“

Jetzt stutzte der Major.

„Nein,“ rief er nach einer Pause, „ich glaube nicht daran. Der General ist ein Verwandter des Freiherrn von Lilienstein, dessen Vermögen Beata ge-

erbt hat. Der Groll spricht aus ihm. Hätte der Freiherr Beata von Hoym nicht zur Universal-Erbin eingesetzt, so würde der General als ein Seitenverwandter geerbt haben. Er ist leer ausgegangen . . . daher sein Groll. Ich glaube nicht daran!"

„Der General ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe; er schmäht kein Wort, das er nicht verantworten kann. Auch hat er diese Aeußerung nicht gethan, um Beata zu schaden . . . er kennt Dein Verhältniß zu ihr nicht. Mir hat er es anvertraut . . ."

„Und weßhalb Dir?"

„Weil er den schwachen Freiherrn von Lilienstein rechtfertigen wollte. Der General ist zwar nicht reich, aber kann seinem Stande gemäß leben. Theodor, bedenke die Konsequenzen Deines Verfahrens . . . Du kannst die Geschiedene nicht heiraten, denn ihre Million wäscht den Makel nicht ab, der auf ihrer Ehre haftet. Mag Beata ihren Franz behalten, wozu sie sich wohl noch entschließen wird, wenn die Scheidung auf Schwierigkeiten stößt. Auch hat sie eine Tochter, die von dem Vater bereits zu Geldspekulationen verwendet wird. Theodor, Du findest

eine andere Frau die Deiner völlig würdig ist. Bedenke die Situation, wenn Dir Franz von Hoym später entgegentritt, wenn Deine Stieftochter zu Dir kommt . . . Theodor Du mußt umkehren, darfst Deine Liaison nicht bekannt werden lassen. Ich biete Dir die Hand als Bruder . . . nimm sie an und zerreiße die Schlinge, in die Dich ein schlaues Weib verstrickt hat. Geld allein macht nicht glücklich . . .“

Der Major ging hastig auf und ab. Seine hohe Stirne hatte sich geröthet und seine Lippen zuckten.

„Julius,“ rief er nach einer Pause, „laß mir Zeit.“

„Glaubst Du mir nicht? Willst Du Erkundigungen zuvor einziehen?“

„Bedenke meine Lage . . . ich habe ein Darlehen von Beata erhalten . . . sie hat es mir auf eine so delikate Weise vermittelt, daß ich nicht ablehnen konnte. Dazu kam meine Bedrängniß . . . laß mir Zeit. Ich werde thun, was in meiner Macht steht.“

„Zahle das Darlehen zurück; ich weise Dir die Summe an. Außerdem erhältst Du von mir eine jährliche Subvention, die Dir erlaubt, standesgemäß zu leben. Ich habe nun alle meine Kapitale aus Frankreich zurückgezogen und kann den Stand meines

Vermögens beurtheilen, was früher nicht möglich war. Aus diesem Umstande erkläre Dir meine Sparsamkeit. Ja, Theodor, ich hätte heute ein armer Mann sein können, wenn ich nicht einen rechtlichen Sachwalter in Paris gehabt hätte. Ohne Einbuße ist freilich die Angelegenheit nicht geordnet; aber ich bin noch immer reich genug, um Dir hilfreich die Hand bieten zu können. Und hier ist sie, Bruder ... Schlage ein!"

„Laß mir Zeit!" rief der Major.

„Wie lange?"

„Acht bis zehn Tage."

„Und dann?"

„Dann komme ich zu Dir."

„Ich erwarte Dich, Theodor."

„Laß unsere Unterredung Geheimniß bleiben, ich habe triftige Gründe, dies zu fordern."

„Auf Wiedersehen, Bruder! Nach Ablauf der von Dir gestellten Frist hoffe ich Dich in Gesellschaft des Generals bei mir zu empfangen. Das Patent des Oberst soll nicht lange auf sich warten lassen ... Theodor, Du kannst rasch Karriere machen, wenn Du

Dich meiner Führung anvertrauen willst. Auf Wiedersehen."

Julius entfernte sich.

Der Major stand am Fenster und betrachtete nachdenkend das Dach des gegenüberliegenden Hauses.

„Nein," murmelte er nach langer Pause, „jetzt will ich nicht zu ihr gehen; ich muß mich zuvor in eine andere Stimmung versetzen, muß ruhig werden, um forschen zu können. Die Freigebigkeit des Freiherrn von Lilienstein, der trotz seiner fünfzig Jahre noch immer ein schöner Mann gewesen, ist mir stets verdächtig vorgekommen . . . die Verwandtschaft Beata's mit ihm ist nicht erwiesen . . . O, wenn sie mich betrogen hätte! Ich muß forschen, muß klar sehen!"

Theodor von Auerstein vollendete seine Toillette und ging in das Hotel, wo er zu speisen pflegte. Julius kehrte zu seiner Familie zurück. Er berichtete Antoinetten das Resultat seiner Unterredung mit dem Bruder.

„Erräthst Du nicht," fragte der Mann, „daß ich einen doppelten Zweck erreiche? Kommt die Scheidung des Hoymschen Ehepaares nicht zu Stande, so läßt

Theodor von der Frau und Hoym peinigt die arme Sophie nicht mehr, da er Gelderpressungen ferner nicht auszuüben braucht. Mir scheint, der Mensch ist aus Noth Verbrecher. Und nun, Antoinette, bitte ich Dich um eine Gefälligkeit. Du bist mit Frau von Stein befreundet."

„Leider!" seufzte die Gräfin. „Sie besucht mich jetzt häufiger als je."

„Frau von Stein verkehrt mit Frau von Hoym."

„Aus diesem Grunde möchte ich mich von ihr zurückziehen."

„Nein, Du wirst sie im Gegentheil freundlich empfangen, und durch sie auf die Hoym einwirken, daß sie die Scheidung aufgibt. Brich nicht mit ihr ... wir werden dann immer wissen wie die Dinge stehen."

Antoinetten kam dieser Auftrag nicht gelegen.

„Julius", sagte sie, „ich muß Dir eine Neuigkeit mittheilen."

„Und diese ist?"

„Frau von Stein hat mir nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß ihr Sohn Edmund eine gute Partie für unsere Aloise wäre."

Der Graf lächelte.

„Macht Ihr Frauen denn schon wieder in Heiratsangelegenheiten?"

„Das Projekt ist mir zuwider."

„Aber Edmund ist ein schöner junger Mann und erbt einst ein kolossales Vermögen."

„Du kannst nicht im Ernste diesen Umstand anziehen, Julius."

„Und doch!"

„Der junge von Stein kommt mir ein wenig leichtfertig vor; er scheint rasch zu leben und zu wissen, daß er reich ist."

„Er hat einen geistreichen Toast auf unsere Tochter ausgebracht."

„Aloise ist noch viel zu jung."

„Darum, mein liebes Kind, wollen wir über diese Angelegenheit noch nicht sprechen. Entscheidung ist ja vor der Hand auch nicht nöthig . . . habe das im Auge, was ich Dir gesagt, wir können vielleicht einen doppelten Zweck erreichen. Die Hauptsache ist, daß Theodor seinen thörichten Plan aufgibt, und dazu ist alle Hoffnung vorhanden."

„Wird dadurch auch der guten Sophie genützt?"

„Wir werden ja sehen.“

„Hoym ist ein entsetzlicher Mensch!“

„Er paßt zu der Gattin, die seiner völlig würdig.“

Ein Diener brachte einen Brief.

Der Graf erbrach das Kouvert.

„Ah, von dem Staatsanwalte.“

„Was schreibt er?“

„Er ladet mich für morgen zu einer Unterredung ein.“

„Ohne Zweifel in der räthselhaften Angelegenheit.“

„Natürlich. Ich werde die Summe verdoppeln, die ich auf die Entdeckung der Zigeunerin gesetzt.“

„Wer sie wohl gewesen sein mag?“ fragte Antoinette traurig. „Der Fall will mir nicht aus dem Sinne, ich fürchte stets für unsere Tochter. Ach, Julius, wir beleidigen keinen Menschen und doch haben wir Feinde. Wir thun überall nach Kräften Gutes und doch vergilt man uns mit Bösem . . .“

„Wir haben Feinde, weil wir glücklich sind!“

Aloisens Eintritt unterbrach dieses Gespräch. Eine Viertelstunde später ging die Familie zu Tische.

Am nächsten Morgen zur festgesetzten Stunde fuhr der Graf zu dem Staatsanwalte. Der öffent-

liche Ankläger war noch ein junger Mann von dreißig und einigen Jahren; aber seine Züge verriethen hohe Intelligenz und unbeugsame Strenge. Er benahm sich artig, ohne unterwürfig zu erscheinen. Der Stand des Vorgeladenen übte auf ihn keinen Einfluß aus.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!“ sagte er in kalter Ruhe.

Julius saß ihm gegenüber.

„Haben Sie ein Resultat erzielt? Meine Frau lebt in steter Besorgniß . . .“

„Bitte, hören Sie mich an und antworten Sie offen auf alle meine Fragen.“

„Gern, Herr Staatsanwalt.“

„Sie haben mir die Liste Ihrer zu dem Sylvesterballe geladenen Gäste vorgelegt.“

„Ja.“

„Ist auch keiner vergessen?

„Ich wüßte nicht . . . mein Sekretär hat sie getreu kopirt.“

„Von auswärts haben Sie Gäste nicht gehabt?“

„Nein.“

„Und sind Ihnen Alle am Ballabende vorgestellt? Ist Ihnen kein fremdes Gesicht aufgestoßen?“

„Nein, Herr Staatsanwalt.“

„Ich spreche nur von den Damen.“

„Die Züge der Zigeunerin waren durch eine Halbmaske bedeckt.“

„Erinnert sich die Frau Gräfin auch heute noch nicht, daß eine Aehnlichkeit mit der Stimme der Zigeunerin existirt?“

„Nein!“

Der Staatsanwalt sah in ein Aktenstück.

„Das räthselhafte Geschöpf hat folgende Worte zu der Gräfin gesprochen, als sie Ihres künftigen Schwiegersohns erwähnte: „er ist der Sohn eines großen Herrn, der Bruder einer armen Frau und der Neffe eines Bettlers.“

„Ich glaube, daß die Worte getreu wiedergegeben sind.“

„Sind Sie auch nur eine räthselhafte Phrase in dem Munde einer Zigeunerin, die ihre Rolle gut spielen will, so darf ich sie doch nicht außer Acht lassen, da sie fast den einzigen Anhaltspunkt bilden.

Ich muß indiskret in Ihre Familiengeheimnisse eindringen . . ."

„Was wollen Sie wissen?"

„Bedenken Sie, daß es sich um die Entdeckung eines Verbrechens handelt."

„Sie spannen mich auf die Folter. Ich werde offen sein."

„Haben Sie bereits einen Schwiegersohn in Aussicht genommen?"

„Nein!" antwortete der Graf. „Meine Tochter ist noch zu jung . . ."

„Oder sind Ihnen Vorschläge und Anträge gemacht?"

Der Graf stutzte; er erinnerte sich der Mittheilung Antoinettens, wonach Frau von Stein ein Heiratsprojekt ausgesprochen hatte.

„Nun?" fragte der Staatsanwalt.

„Ich weiß nicht, ob eine flüchtig hingeworfene Bemerkung zu beachten ist . . ."

„Alles, Herr Graf, ist zu beachten. Kleinigkeiten, die in Ihren Augen nicht der Rede werth, vielleicht lächerlich erscheinen, sind mir von ernster Bedeutung."

Der Graf theilte die Aeußerung der Frau von Stein mit.

„Und wie heißt der Sohn der Dame?“

„Edmund von Stein.“

„Seine Beschäftigung?“

„Er soll in die diplomatische Karriere eintreten.“

„Ist Frau von Stein mit der Frau Gräfin befreundet?“

„Es herrscht kein anderes Verhältniß zwischen Beiden, als das zwischen Frauen vom Stande, die sich von Zeit zu Zeit in großen Gesellschaften sehen und einander Höflichkeitsbesuche machen.“

Der Staatsanwalt, der diese Angaben notirte, fragte nach einer Pause:

„Würden Sie eventuell auf den Vorschlag der Frau von Stein eingehen?“

„Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht,“ antwortete lächelnd der Graf. „Die Dame hat nur oberflächlich die Bemerkung hingeworfen . . .“

„Gleichviel, Herr Graf! Würden Sie Frau von Stein Schwierigkeiten entgegenstellen?“

„Ich wiederhole, daß ich noch nicht über die An-

gelegenheit nachgedacht habe. Meine Gattin ist dagegen.“

„Ah, das wäre etwas.“

„Entschieden dagegen, wie sie mir gestern noch erklärt hat.“

„Kennt Frau von Stein die Abneigung der Frau Gräfin?“

„Ich glaube nicht, daß meine Frau sich darüber geäußert hat.“

Der Staatsanwalt schrieb wieder einige Zeit. Plötzlich sah er auf: „Herr Graf, ich muß mir noch Auskunft über einen delikaten Punkt erbitten und versichere zugleich, daß die Antwort, die Sie mir ertheilen werden, ewiges Geheimniß bleiben soll. Von der Nothwendigkeit, genau und scharf zu inquiriren, sind Sie überzeugt; ich bitte deßhalb nicht mehr um Entschuldigung.“

„Fragen Sie, mein Herr!“

„Ahnen Sie, daß Fräulein Tochter eine geheime Liaison unterhält?“

„Nein, wahrlich nein! Aloise ist noch so jung, ist ein so gutes Kind, daß sie vor den Eltern kein Geheimniß birgt. Uebrigens werde ich von diesem

Augenblicke an scharf beobachten und Jeden mir merken, der sich meiner Tochter nähern sollte."

„Darum bitte ich, Herr Graf!"

„Verlassen Sie sich darauf."

„Theilen Sie mir überhaupt jede Wahrnehmung mit, von der Sie vermuthen, daß sie mit dem Verbrechen im Zusammenhange stehe. Ich werde indeß die Recherchen fortsetzen; beobachten Sie im Hause."

„Herr Staatsanwalt, verfahren Sie diskret mit Frau von Stein; mir liegt daran, ihre Aeußerung als unbeachtet gelten zu lassen."

„Sie haben mein Wort, Herr Graf!"

Julius verließ den Staatsanwalt.

4.

In der Spielhölle.

Der Thauwind strich über das Land und verscheuchte den Schnee, der rasch zerschmolz. Gegen Abend eines stürmischen Tages begann es zu regnen. Franz von Hoym hatte das Hotel noch nicht verlassen, er lag auf dem Sopha, rauchte und trank Kaffee. Anna befand sich bei Paulinen, deren Vater für einige Tage verreist war. Das Ziel seiner Reise hatte der Rentier nicht genannt; nachdem er von einer telegraphischen Depesche gesprochen, die ihn in Familienangelegenheiten abrief, hatte er seine Tochter der Obhut des Freundes übergeben und war abgereist. „Er wird wiederkommen,“ hatte Franz gedacht, „da das Mädchen zurückgeblieben ist. Der Patron kann mir nicht entgehen.“ Franz erhob sich und

machte Toilette. Dann verschloß er das Zimmer und brachte den Schlüssel seiner Tochter.

„Willst Du ausgehen, Vater?" fragte Anna.

„Um einen Freund zu besuchen."

„Wann kommst Du zurück?"

„Vielleicht spät, da der Freund mich stets aufzuhalten pflegt; gehe um die gewöhnliche Zeit zur Ruhe, mein liebes Kind; Du sollst meine Rückkehr nicht abwarten. Fräulein Pauline leistet Dir Gesellschaft ..."

„Gewiß, Herr von Hoym!" rief freundlich die junge Dame. „Wir sind unzertrennliche Freundinnen geworden und können beinahe nicht ohne einander leben."

Pauline küßte der Freundin als Zeichen der Zuneigung die Wange.

„Adieu, meine Damen!" rief der Edelmann. „Lassen Sie ein gutes Souper auf das Zimmer kommen und amüsiren Sie sich. Das Theater werden Sie nicht besuchen . . . es ist zu schlechtes Wetter."

Franz ging, stieg in einen Fiaker, bezeichnete dem Kutscher eine Straße und ein Haus und fuhr ab. Der Wagen hielt in einem schmalen Gäßchen. Der Edelmann stieg aus, bezahlte den Kutscher und betrat

das Haus, vor dem der Wagen hielt. Auf dem Korridor des ersten Stockes zog er die Glocke. Eine Magd öffnete.

„Wohnt Herr von Stein hier?"

„Ja, mein Herr."

„Ist er zu Hause?"

„Sie können ihn sprechen. Bitte, treten Sie ein."

Der nicht große, aber freundliche Vorsaal war schon beleuchtet.

„Dort ist das Zimmer des jungen Herrn."

Bei diesen Worten deutete die Magd auf eine Thür. Franz klopfte und trat in ein dunkles Stübchen. In dem Ofen murmelte lustig ein Feuer, dessen Schein die auf dem Boden ausgebreitete Decke erhellte. Ließen sich auch die einzelnen Gegenstände nicht unterscheiden, so errieth man doch, daß das Zimmer anständig und bequem ausgestattet war.

„Guten Abend!" rief Franz.

„Wer ist da?" fragte der Bewohner.

„Ah, ich erkenne Ihre Stimme, mein Freund!"

„Herr von Wedekind!"

Franz fühlte, daß eine Hand die seinige ergriff.

„Sie sind noch im Dunkeln, Herr von Stein?"

„Ich beobachte gern das seltsame Spiel des Feuers im Ofen . . .“

„Und dabei meditiren Sie Gedichte an die Geliebte? Oh, ich kenne das . . . Ein Verliebter hüllt sich gern in Dunkel ein und läßt der Phantasie die Zügel schießen. Die Verliebten sind in der Regel auch Dichter . . .“

„Bringen Sie gute Nachricht, Freund?“

„Vielleicht!“

„Haben Sie Rosa gesprochen?“

„Den Brief habe ich ihr übergeben.“

„Und die Antwort?“

„Wird ohne Zweifel morgen oder übermorgen erfolgen. Ich wünsche Ihnen Glück, mein Bester . . . Rosa erröthete bis über die Ohren, verbarg den Brief auf dem Busen, nachdem sie ihn gelesen, und dankte mir durch ein verschämtes Lächeln. Wäre die strenge Mutter nicht dazwischengetreten, ich würde die begonnene Empfehlung Ihrer Person fortgesetzt haben. Fassen Sie Muth, Freund . . . Sie sind der reizenden Rosa nicht gleichgiltig. Ich müßte mich sehr wenig auf die Frauen verstehen, wenn ich diese Zeichen der Liebe nicht erkennen sollte.“

„Erinnerte sich Rosa meiner?“ fragte Edmund mit bebender Stimme.

„O, gewiß!“

„Nannte sie meinen Namen?“

„Ihren Namen?“

„Ich habe ihr verstohlen meine Karte in die Hand gedrückt.“

„Davon sprach sie.“

„Sagen Sie mir doch Alles, lieber Freund!“ bat der junge Mann. „Hat Rosa sich über meine Person geäußert?“

„Die Mutter schnitt ihr das Wort vor dem Munde ab; das arme Kind konnte kaum den Brief verbergen.“

Als ich ging, flüsterte ich ihr verstohlen zu: „Bereiten Sie die Antwort vor, ich hole sie morgen oder übermorgen ab!“

„Und Rosa?“ fragte hastig der verliebte Edmund.

„Nickte so schelmisch mit dem Kopfe, daß sich mit Sicherheit eine köstliche Antwort erwarten läßt.“

Edmund hatte eine Kerze angezündet. Nun ließ sich das Zimmer erkennen.

„Ah,“ rief Franz, „Sie wohnen komfortable!

Man sollte kaum glauben, daß in diesem Gäßchen so schöne Zimmer zu finden wären. Hier sucht Niemand den Herrn von Stein, den Erben einer Million."

Herr von Stein seufzte:

„Und doch bin ich nicht glücklich!"

„Ihre Schuld, Freund! Fassen Sie das Leben nur von der rechten Seite auf und Sie werden so viel Genuß finden als Sie dessen bedürfen, um glücklich zu sein. Wir sprechen später über diesen Punkt; für jetzt muß ich Ihnen sagen, daß Sie wohlgethan haben, mein Hotel nicht zu beziehen. Der verdächtige Mensch, der uns folgte, ist ohne Zweifel ein Spion Ihrer Mutter; er hat bei dem Portier Erkundigungen über Sie und mich eingezogen. Der Befragte hat die Wahrheit geantwortet, daß Sie in dem Hotel nicht wohnen, daß er Sie überhaupt gar nicht kenne und daß Sie zum ersten Male dort gewesen."

Beide Männer saßen auf dem weichen Sopha.

„So ist es mir lieb," murmelte Edmund, „daß ich Ihrem Rathe gefolgt bin. Ich kehre nur dann zu meiner Mutter zurück, wenn Sie mir verspricht, meiner Liebe zu Rosa nichts in den Weg zu legen."

„Hat sie eine Partie für Sie in Aussicht genommen.“

„Ach ja!“ seufzte der Verliebte. „Die Mütter tragen sich immer mit Heiratsprojekten, die den Kindern nicht gefallen.“

„Darf man wissen, wer die bestimmte Braut ist?“

„Geben Sie mir Ihr Wort, Freund, daß Sie schweigen wollen.“

Franz reichte ihm die Hand und sagte:

„Wer Ihre Liebe zu der reizenden Rosa verschweigt, kann auch Ihre Abneigung gegen die aufgedrungene Braut verschweigen.“

„Ich soll die Gräfin von Auerstein heiraten.“

„Ah, eine Gräfin!“

„Aloise ist nicht übel; aber sie erbleicht vor der Sonne Rosa . . .“

„Aloise von Auerstein! Sie ist die einzige Tochter des Grafen?“

„Und soll sehr reich sein. Ich bedarf des Reichthums nicht . . . Mein Herz will frei wählen, und es hat gewählt!“

„Bleiben Sie fest, Sie erreichen das Ziel, lieber Freund. Aber geben Sie sich nicht den Grillen hin,

die massenhaft in Ihrem Gehirne entstehen. Leben Sie wie es sich für einen Edelmann und Millionär geziemt . . . die Jugend vergeht rasch . . . Sehen Sie mich an; ich bin älter als Sie sind . . ."

„Sie sind Philosoph!"

„Und doch besitze ich das Feuer der Jugend noch."

„Um das ich Sie beneide!"

„Was ist denn das ganze Leben? Plunder, nichts als Plunder! Seifenblasen, die im leisesten Lufthauche zerplatzen. Die Zeit, die Sie hier vergrübeln und verträumen, ist verloren!"

„Ich muß immer an Rosa denken!"

„Denken Sie auch an andere Dinge; seien Sie fröhlich!"

Edmund lachte wie ein Sinnverwirrter.

„Das will ich!" rief er. „Es ist ein Glück für mich, daß Sie gekommen sind!"

„Haben Sie keine Freunde?"

„Ich meide sie, um den Nachforschungen meiner Mutter zu entgehen, die mich in den gewohnten Kreisen suchen lassen wird."

„Es gibt andere Kreise."

„Wo? Wo? Führen Sie mich, ich bedarf der Zerstreuung!"

Auch ich!" rief Franz.

„Verbringen wir mit einander den Abend."

„Wenn es sein muß auch die Nacht! Das häßliche Wetter stimmt melancholisch . . . suchen wir heitere Gesellschaft, daß die Zeit nicht ungenützt entfliehe."

Edmund sprang auf.

„Zunächst soupiren wir!" rief er erregt. „Das Uebrige findet sich."

Er trat in das Nebengemach.

„Ah," dachte Franz lächelnd, „das ist ein Charakter! In dieser Minute jammert er, in der nächsten ist er die Fröhlichkeit selbst. Den Mann kann ich brauchen; er ist ja Millionär!"

Edmund begann sich umzukleiden. Er kam und ging, lachte, sprach und pfiff ein Liedchen.

„Freund!" rief Franz.

„Was beliebt?"

„Ich setze voraus, daß Ihre Kasse gut bestellt ist . . ."

„Noch ist meine Börse gefüllt."

„Wenn nicht, so hätte ich mich erboten, Ihnen durch ein Darlehen auszuhelfen. Unter Freunden spielt das Geld keine Rolle.“

„Freilich! Freilich! So denke auch ich.“

Edmund war fertig.

„Wohin nun?“ fragte er.

Franz erhob sich.

„Zu einem Restaurant!“

Der Plan ward ausgeführt. Als die beiden Freunde die Straße betraten, fiel der Regen in Strömen aus dem schwarzen Himmel hervor. Der Sturm trieb die Wassermassen prasselnd an die Häuser. Es war kaum zum Fortkommen. Schon in der nächsten Straße fanden die Freunde eine Droschke, in der sie zu einem der ersten Delikatessenhändler fuhren. Hier speisten sie Austern und tranken Champagner dazu. Edmund war schon aufgeregt; er seufzte, wenn er von Rosa sprach, und lachte, wenn er seiner Mutter gedachte.

Die Gläser erklangen auf das Wohl der Schönen und auf das Glück in der Liebe. Man machte Pläne für die Zukunft, in den natürlich Edmunds Million eine große Rolle spielte. Der junge Mann wollte

durchaus keine Geschäfte treiben; er wollte nur seiner Liebe leben und der göttlichen Rosa Zeit, Geld und Mühen zu Füßen legen.

„Wo haben Sie die Grazie kennen gelernt?“ fragte Franz.

„Durch Zufall.“

„Ah, durch diesen trefflichen Vermittler, der Zufall soll leben.“

„Er lebe hoch!“

Die Männer stießen an und tranken.

„Sie wollten erzählen, lieber Freund!“

„Von der herrlichen Rosa, ganz recht. Es war im verflossenen Frühlinge als die Mutter mich veranlaßte, sie aus der Kirche abzuholen. Der Wagen hielt vor der Thür, ich trat in den Dom. Noch war der Gottesdienst nicht zu Ende; ich vertrieb mir die Zeit dadurch, daß ich die andächtigen Schönen beobachtete. Da entdeckte ich zwei höchst elegant gekleidete Mädchen. Das eine hatte ein so zartes, wunderholdes Gesicht, ein so herrliches Haar, daß ich mich von meinem Erstaunen kaum erholen konnte. Nie in meinem Leben hatte ich so feine regelmäßige Züge gesehen. Was in mir vorging, kann ich nicht beschreiben;

ich hätte niederknieen und den Engel anbeten mögen. Hätte die Predigt, von der ich nicht ein Wort hörte, den ganzen Tag gedauert, ich würde nicht von der Stelle gewichen sein. Leider war sie bald zu Ende; die Schöne erhob sich und verließ ihren Platz. Nun konnte ich ihre schlanke Gestalt, ihren schwebenden Gang bewundern. Sie kam an mir vorüber; in der Nähe war sie noch schöner. Ich verlor fast die Fassung als sie mich anblickte. Ihr blaues Auge schien mir der Himmel zu sein mit allen seinen Seligkeiten. Wie eine Nadel dem Magnet, so folgte ich der Herrlichen, die mein Herz in Fesseln geschlagen, obgleich ich sie noch nicht gesprochen hatte. Wir erreichten die Vorhalle der Kirche und traten in das Freie. Hier stand eine alte Frau, die augenscheinlich auf Almosen wartete; sie stützte sich auf einen Stock und hielt ein Körbchen im Arme."

„Mutter Susanne!" rief die Schöne.

„Da bin ich wieder, Mademoiselle."

„Sie haben sich seit Wochen nicht mehr sehen lassen."

„Weil ich recht krank gewesen bin."

„O, wie bedaure ich Sie!“ sagte die Schöne in einem Tone, der mir in die tiefste Seele drang.

Die Alte hob mühsam das Haupt und sagte schmerzlich lächelnd:

„Ich meinte schon, es wäre aus mit mir; aber der Doktor hat mich noch einmal hergestellt. Da bin ich denn zur Kirche gegangen, um meine liebe Wohlthäterin zu begrüßen. Ich habe mich recht nach Mademoiselle Rosa gesehnt.“

„Das reizende Wesen hieß also Rosa. Der Name paßte vortrefflich zu dem blühenden Gesichte. Rosa suchte in der Tasche ihres seidenen Kleides.“

„Ach Gott,“ sagte sie traurig, „da habe ich meine Börse auf dem Toilettentische liegen lassen; ich erinnere mich, daß ich eilte zur Kirche zu kommen. Arme Susanne, nun kann ich Ihnen in diesem Augenblicke nicht helfen. Und wir sehen uns erst nächsten Sonntag wieder.“

„In dem bleichen durchgefurchten Gesichte der Alten zeigte sich tiefe Niedergeschlagenheit. Nun trat ich rasch hinzu.“

„Mein Fräulein, Sie stehen im Begriffe, ein

gutes Werk zu thun; ich bitte, bedienen Sie sich meiner Börse."

„Sie sah mich, zauberisch lächelnd, an."

„Unter einer Bedingung, mein Herr?" sagte sie schüchtern.

„Ich gehe auf jede ein, wenn Sie nur meinen Dienst nicht ablehnen, den ich Ihnen mit Freude leiste."

„Ach, ich möchte das Mütterchen nicht ohne Unterstützung gehen lassen, zumal da es lange krank gewesen ist."

„Verfügen Sie doch, verfügen Sie doch;" rief ich ungeduldig, meine Börse ihr darbietend.

Rosa überlegte einige Augenblicke; sie wagte nicht meine Börse zu ergreifen.

„Schenken Sie der Armen einen Thaler auf meine Rechnung!" bat sie mit sanfter Stimme.

„Hier sind zwei, drei!"

„Ich legte die Silberstücke in die Hand der Alten, die Gottes Segen auf mich herabrief."

„Aber nur unter der Bedingung," fügte Rosa hinzu, „daß ich meine Schuld zurückzahlen kann."

„Wie Sie wollen, verehrtes Fräulein."

„So bitte ich um Ihre Adresse.“

„Hier ist sie.“

Ich überreichte ihr meine Karte. Dann fragte ich: „Wer ist meine verehrungswürdige Schuldnerin?“

Rosa zögerte mit der Antwort.

Da trat der Bediente zu mir und machte mich aufmerksam, daß die Mutter am Portale der Kirche stehe. Als ich mich wandte, war Rosa in dem Strome der Leute verschwunden, die aus der Kirche kamen. Andere Damen sprachen mit der Bettlerin, die nun ebenfalls verschwand. Ich mußte der Mutter den Arm bieten und sie zu dem Wagen führen. Am nächsten Morgen erhielt ich durch die Stadtpost ein Kouvert, in dem drei Papierthaler lagen.

„Nichts weiter?“ fragte Franz.

„Ich fand keine Zeile von der Hand des Mädchens, das ich leidenschaftlich liebte. Wohl ging ich jeden Sonntag in den Dom; Rosa war nicht zu entdecken.“

„Sie hätten sich an die Alte wenden sollen, die doch ohne Zweifel ihren Posten einnahm.“

„Ich habe Nichts unversucht gelassen! Die Alte kannte die junge Dame nur unter dem Namen Rosa;

so, erzählte sie, hätte sie von ihr genannt sein wollen. Ich vermuthete, daß Rosa die Susanne besuchen würde, und ließ mir die Wohnung bezeichnen . . . zehnmal war ich bei ihr... Alles blieb vergebens. Die Alte selbst wunderte sich, daß Rosa sie verlassen hatte, die weder zur Kirche noch in ihre Wohnung komme, während sie sonst jeden Sonntag von ihr ein Almosen empfangen habe. Susanne hatte kein Interesse für mich, ich habe sie nicht wieder besucht. Während des Sommers machte ich eine große Vergnügungsreise; ich hoffte davon eine heilsame Zerstreuung . . . leider kam ich in derselben Gemüthsstimmung zurück, in der ich abgereist war. Von Neuem stellte ich Forschungen an; sie blieben vergebens. Um mich von dem Gedanken an Rosa loszureißen gab ich mich oft den wildesten Vergnügungen hin; ich konnte in der Gesandtschaft nicht mehr arbeiten und kündigte meinem Chef, nachdem er mich einmal sehr barsch angelassen hatte, den Dienst. Nun entstanden Konflikte zwischen meiner Mutter und mir; ich ward wie ein Knabe behandelt, der der Zuchtruthe noch nicht entwachsen ist. Eines Abends blieb ich mit einigen meiner Genossen an einem Modewaaren-Magazine stehen: man

wollte mir drei Grazien zeigen, die an Schönheit alle Mädchen und Frauen der Residenz übertreffen . . . denken Sie, Freund, meine Ueberraschung, als ich durch die Glasscheiben meine reizende Rosa entdecke, die hinter dem Ladentische steht und freundlich die Käuferinnen bedient. Wie oft war ich durch die Straße gegangen, ohne das Fenster eines Blickes zu würdigen. Nun wußte ich, wo ich die Geliebte zu suchen hatte. Schon am folgenden Tage betrat ich den Laden und machte einige Einkäufe. Die Mutter und die Schwestern waren zugegen; ich konnte mit Rosa nur die auf den Handel bezüglichen Worte sprechen. Daß sie mich erkannte, schloß ich aus der Befangenheit, mit der sie zu mir sprach. Ich glaubte in ihren schönen Augen die Bitte zu lesen: „Verrathen Sie der strengen Mutter und den Schwestern nicht, daß wir uns kennen!“ O, für Rosa hätte ich Alles gethan! Um die Aufmerksamkeit der Familie nicht zu erregen, kaufte ich nicht mehr, sondern suchte nach einer Gelegenheit, die Geliebte allein zu sprechen. Es fand sich keine. Einmal sah ich sie in der Oper; der blinde Vater und ein alter Mann waren bei ihr. Ach, wie schön war Rosa in der Theatertoilette! Ich

konnte mich ihr nicht nähern und mußte mit vermehrter Pein im Herzen heimgehen. „Sie ist eine Putzmacherin,“ dachte ich, „gib sie auf; Du kannst sie doch nicht heiraten!“ Aber kein Mittel schlug an, ich konnte Rosa nicht vergessen. Da lernte ich Sie kennen, Sie machten mir neue Hoffnungen . . .“

„Die in Erfüllung gehen werden,“ unterbrach ihn Franz.

„Weist mich Rosa ab, liebt sie schon einen Andern, so zerschmettere ich mir den Schädel!“

Nach diesen energisch gesprochenen Worten leerte Edmund hastig sein Glas.

„O, so weit ist es noch nicht!“ rief Franz lachend. „Sie sind jung, interessant und reich . . . was will ein Mädchen mehr, das in Rosa's Verhältnissen lebt?“

„Sorgen Sie für mich, Freund!“

„Ich sorge auch für Rosa.“

„Sie soll eine hochgeachtete Dame werden, soll in stolzen Karossen fahren und ein glänzendes Haus machen.“

„Die mir befreundete Mutter hört schon auf meinen Rath; aber der blinde Vater ist schwer zugäng-

lich. Doch Geduld, auch ihn werde ich bearbeiten, daß er einwilligt. Die arme Rosa wird von allen Seiten bewacht; hüten Sie sich vor unüberlegten Schritten und thun Sie Nichts, ohne zuvor mit mir überlegt zu haben. Aber Ihre Mutter, Freund! Ihre Mutter!"

„Sie wird einwilligen, weil sie muß!"

„Gut, sprechen wir nicht mehr davon, zerstreuen wir uns!"

Edmund ließ die feinsten Havanna-Cigarren kommen. Die Freunde tranken, rauchten und plauderten. Sie hatten ein Plätzchen, das sie vor Lauschern sicherte. Franz sah, daß Gäste erschienen, die ihm unliebsam waren; er erkannte Männer, mit denen er früher Umgang gehabt.

„Brechen wir auf, Freund!" sagte er leise.

„Wohin?" flüsterte Edmund.

„Um geistige Zerstreuung zu suchen, deren wir Beide bedürfen. Der Mensch lebt nicht allein von Essen und Trinken, er will auch Nahrung haben für Herz und Geist."

Edmund übernahm die Berichtigung der Zeche.

Franz beobachtete den jungen Mann, der in seinem Taschenbuche eine beträchtliche Anzahl Banknoten hatte.

„Ah," dachte er, „der Abend kann gut werden! Herr von Stein kommt mir in jeder Beziehung entgegen."

Es war gegen neun Uhr, als die beiden Gäste die Restauration verließen. Die Heftigkeit des Unwetters hatte zugenommen, orkanartig tobte der Sturm durch die Straßen, schleuderte Dachziegel zur Erde nieder und riß die Schilder der Kaufleute von den Häusern. Dabei regnete es, als ob eine zweite Sündflut eintreten sollte. Das Passiren der Straßen war gefährlich. Man sah nur hie und dort Leute, die in Geschäften ausgehen mußten. Ein donnerähnliches Getöse zog durch die Luft; die Nacht war schwarz wie ein Grabtuch. Viele der Gaslaternen waren schon zertrümmert, sie brannten nicht mehr. Die vom Weine erhitzten Männer, trotzten dem gräßlichen Wetter bis sie eine Droschke fanden, die an der Ecke der Straße einen Passagier ablud. Franz sprach mit dem Kutscher. Dieser weigerte sich zu fahren, da sein Pferd durch den Sturm ermüdet sei. Die Bezahlung der vierfachen Taxe machte den Rosselenker gefügig.

„Sie haben mich doch verstanden?“ fragte Franz.

„Weiß schon, Herr.“

„Und kennen das Etablissement?“

„O, ich habe oft Herren dorthin gefahren.“

„Vorwärts denn!“

Die Passagiere stiegen ein; der Wagen rollte weiter. Edmund saß wie betäubt in seiner Ecke, er sprach kein Wort, während Franz sich bemühte ihn zu unterhalten.

„Sind sie krank, Freund?“

„Nein!“

„Warum sind Sie so schweigsam?“

„Weil ich mich mit Rosa beschäftige.“

„Gut, ich werde Sie in dieser süßen Unterhaltung nicht stören. Nur den Rath ertheile ich Ihnen: geben Sie sich nicht düsteren Träumereien hin, Rosa wird Ihre Frau, wenn Sie es ehrlich mit ihr meinen.“

„Wenn ich es ehrlich mit ihr meine?“ rief Edmund wild auflachend.

„Ich meine nur, wenn es Ihnen Ernst ist.“

„Meinen Kopf setze ich daran.“

„Dieses heroischen Opfers bedarf es nicht; Rosa

wird Ihren schönen Kopf küssen wollen und darum müssen Sie ihn behalten. Muth, Freund, Muth! In den nächsten Tagen werden Sie eine Zusammenkunft mit der Angebeteten Ihres Herzens haben. Ich, Ihr treuester Freund, sorge dafür."

Nun ward Edmund heiter; er lachte und sang ein Lied wie ein Berauschter. Diese raschen Uebergänge in der Stimmung des jungen Mannes gefielen Franz, der nun begriff, daß er leichtes Spiel in der Erreichung seines Zweckes haben würde. Edmund war ein schwacher und leichtsinniger Bursche, der in der Hand eines verschmitzten Mannes sich nach Belieben drehen und wenden ließ.

„Wohin fahren wir denn?" fragte er nach einer Pause.

„Wohin wir fahren?"

„Ja, Freund. Es dauert lange, ehe wir an's Ziel gelangen."

„Lassen Sie mich schweigen, denn ich bereite Ihnen eine Ueberraschung vor."

„Freund, doch wohl nicht zu Rosa?"

„Heute nicht; aber ich wiederhole es: in den

nächsten Tagen sollen Sie die Geliebte küssen. Und was wird mir zum Lohne?"

„Ein mit Banknoten gefülltes Portefeuille."

„Oh, Ihre gnädige Mutter ist geizig!"

„Ich nehme mir, was sie mir nicht gibt. Das Vermögen stammt von meinem Vater, die Mutter hat ihm Nichts zugebracht. Wäre ich nicht, so müßte die gnädige Mama von einem elenden Witwengehalte leben."

Franz war aufmerksam geworden.

„Wie hängt das zusammen?" fragte er so ruhig, als ob ihm der angeregte Gegenstand gleichgiltig wäre.

„Sehr einfach. Der Vater ist plötzlich gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Nun erbt der Sohn . . ."

„Ganz recht."

„Dieser Sohn bin ich."

„Wogegen sich nicht streiten läßt."

„Die Mutter hat nur den Nießbrauch des Vermögens bis zu meiner Volljährigkeit."

„Nach den Landesgesetzen unumstößlich wahr. Wann sind Sie volljährig?"

„Am ersten April.“

„Wer ist Ihr Vormund?“

„Der General von Hochstedt.“

„Ah, eine militärische Person! Da hüten Sie sich, Freund! Ein General läßt nicht mit sich spaßen. Er wird Sie in die Soldatenjacke stecken, um Ihnen Disziplin beizubringen. Ich kenne das! O weh, die arme Rosa thut mir leid . . . Das bürgerliche Mädchen!“

„Die Mutter wird sich hüten, mich anzuklagen! Sie hat allen Grund, mich bei guter Laune zu erhalten. Einmal hat mir der General eine Strafpredigt gehalten . . . es mag dabei sein Bewenden haben. Von ihm kommt auch das Heirathsprojekt mit der jungen Gräfin Auerstein . . . Ach, ich gehe meinen eigenen Weg! Sobald der erste April angebrochen ist, trete ich als selbstständiger Mann auf. Bis dahin entziehe ich mich der unwürdigen Behandlung; ich bin kein Knabe mehr.“

Jetzt ließ Franz die Unterhaltung ins Stocken gerathen; er dachte über einen Plan nach, den er auf die soeben gehörten Mittheilungen baute. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse, Edmunds, die er nach und

nach kennen lernte ... er hütete sich wohl direkte Fragen auszusprechen . . . beschloß er auszubeuten. Zunächst lag ihm daran, sein Opfer völlig zu umstricken.

Nach einer Viertelstunde hielt der Wagen. Der Kutscher öffnete den Schlag.

„Armer Teufel," sagte der aussteigende Franz, „Sie sind ja bis auf die Haut durchnäßt."

„Kein Wunder bei diesem Wolkenbruche!"

„Hier ist noch ein Trinkgeld!"

„Danke, Herr! Viel Vergnügen."

Der Fiaker fuhr zurück.

„Nun reichen Sie mir den Arm, Freund!" sagte Franz. „Sie müssen sich ganz meiner Führung anvertrauen, wenn Sie in dem Labyrinthe, das sich uns öffnet, nicht fehl gehen wollen."

„Ihnen vertraue ich mich gerne an."

Die Straße, in der sich die beiden Männer befanden, ward von hohen, dunkeln Häusern gebildet. Hier und dort war ein Fenster matt beleuchtet. Vorübergehende sah man nicht. Franz trat in eine schmale Hausflur oder vielmehr in einen Gang, der sich in Biegungen fortwand. An der Treppe, die sich links zeigte, brannte eine trübe Laterne, deren

Schein die nächste Umgebung erkennen ließ. Auf den Stufen der Treppe lag hoch der Schmutz, den die Kommenden und Gehenden zurückgelassen hatten. Die Wände waren feucht und sahen wie angeräuchert aus. Der Fußboden war nicht gepflastert, er bestand aus Lehm wie der Boden einer Tenne. An verschiedenen Stellen zeigten sich Wasserpfützen. Edmund wollte die Treppe hinansteigen.

„Nicht dorthin!" murmelte Franz, der den Freund mit sich fortzog.

Der Gang machte eine neue Biegung. Nach zehn bis zwölf Schritten standen die Männer vor einer Thür, die durch ein Oellämpchen, das durch Draht an der Wand befestigt war, matt beleuchtet ward.

„Wohin kommen wir denn?" fragte der verwunderte Edmund.

„Durch die Hölle in das Elysium."

„Hier ist wahrlich die Hölle . . ."

„Man pflückt keine Rose ohne Dornen."

„Der Satz ist richtig, Freund! Ach, Rosa!"

Franz suchte einen kleinen Knopf, der sich in der Umfassung der Thür befand. Das Dasein dieses

Gegenstandes konnte nur ein Eingeweihter wissen. Leise, ganz leise ließ sich eine Glocke vernehmen.

Zwei Minuten verflossen.

Da ward ein kleiner Schieber in der schwarzen Thür geöffnet. Ein Auge blitzte durch die ovale Oeffnung.

„Daniel!“ murmelte Franz.

„Richtig!“ murmelte eine Stimme zurück.

„Oeffnen! Oeffnen!“

Und zugleich klopfte Franz fünfmal leise an die Thür. Es war ein eigenes seltsames Klopfen. Nun fragte die Stimme:

„Allein?“

„Nein!“

„Wer kommt noch?“

„Ein Freund.“

„Bürgen Sie für ihn?“ fragte ganz leise die Stimme jenseits der Thür.

„Wie für mich selbst.“

„Geben Sie das Zeichen.“

Franz hatte eine Art Marke aus der Tasche gezogen, die er durch das ovale Loch steckte.

Nun war es eine Zeit lang still.

„Was geschieht?“ fragte Edmund.

„Sie werden es gleich sehen.“

„Wozu dieses Examen?“

„Ah, es ist sehr nöthig. Man läßt nicht Jeden ein, der kommt.“

Jetzt öffnete sich die Thür.

Die beiden Männer traten ein.

Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als die Thür sich schloß, ohne daß eine Hand sie berührte.

Die beiden Männer befanden sich in einem kleinen Raume, der Nichts enthielt als eine an der Wand befestigte Lampe. Dieser Raum glich einem mit rohen Brettern ausgeschlagenen Käficht. Es befand sich kein Fenster, kein Stuhl, kein Tisch darin. Auch der Mann, der durch das Loch in der Thür gesprochen hatte, war verschwunden. Edmund sah seinen Begleiter fragend an. Franz lächelte geheimnißvoll. Dann sagte er leise: „Sie stehen unter meinem Schutze. Die Nothwendigkeit der Vorsichtsmaßregeln, die man anwendet, werden Sie bald begreifen. Unanehmlichkeiten, viel weniger noch Gefahr, haben Sie nicht zu befürchten.“

Das leise Zeichen einer Glocke ließ sich vernehmen.

„Was bedeutet das?“ fragte Edmund.

Es bedeutet, daß wir sogleich unsere Himmelfahrt antreten.“

„Sie spannen mich auf die Folter.“

„Nur Geduld, Sie werden bald den freien Gebrauch Ihrer Glieder wieder erlangen.“

Das ganze Gemach setzte sich in Bewegung; unter dem leisen Rauschen von Rollen schwebte es sanft empor. Nun erfolgte ein leichter Stoß, das Einhaken von Federn ließ sich hören und die Fahrt war zu Ende. In demselben Augenblicke ward von Außen die Thür geöffnet. Licht und Glanz drangen herein. Ein Diener in betreßter Livree stand ehrfurchtsvoll harrend an der Schwelle. Die Passagiere des seltsamen Gefährts betraten einen hell erleuchteten Korridor, auf dem sich hohe Flügelthüren zeigten. Diener eilten vorüber, duftende Speisen und Flaschen tragend. Eine andere Welt that sich hier auf. Wer hätte vermuthet, daß der schreckliche Eingang zu Räumen dieser Art führte. Und noch hatte Edmund kaum eine Ahnung von dem, was er später erblicken sollte.

Der Diener geleitete die Gäste in das Garde-

robegemach. Hier legten sie die Oberkleider ab und ließen sich von einem eigens dazu angestellten Manne die Stiefel reinigen. Ein großer Spiegel gab ihnen Gelegenheit die Toilette zu mustern.

„Ich bin nicht ballmäßig gekleidet", sagte Edmund, als er seinen Begleiter im schwarzen Frack erblickte.

„Dessen bedarf es nicht."

„Sie hätten mich aufmerksam machen sollen . . ."

„Es ist gut, recht gut so."

„Werde ich bekannte Personen treffen?"

„Es ist möglich. In Bezug darauf ertheile ich Ihnen einen guten Rath."

„Lassen Sie ihn hören."

„Stellen Sie sich als ob Sie nur fremde Leute träfen; benehmen Sie sich ungenirt, aber erneuern Sie durchaus keine Bekanntschaften. Fürchten Sie auch nicht, daß irgend Jemand Ihren Besuch dieses Ortes verräth . . . kein Mensch erfährt, daß Sie hier gewesen, da Jeder sich hütet, davon zu sprechen."

„Sie erregen meine Neugierde im hohen Grade."

„Nun folgen Sie mir. Ich habe Ihnen Zerstreuung versprochen und Sie werden sehen, daß ich Wort halte."

Beide betraten ein elegantes Kabinet. In der Mitte desselben stand ein hohes Pult auf dem eine Art Kontobuch lag. Daneben stand ein fein gekleideter junger Mann der freundlich den Ankommenden eine Feder bot.

„Tragen Sie Ihren Namen ein,“ sagte Franz zu dem Freunde.

Edmund schrieb. Dann wollte er Franz die Feder überreichen.

„Ich bin schon registrirt. Wenn Sie den zweiten Besuch hier abstatten, werden Sie nicht mehr zu zeichnen brauchen.“

Der junge Mann öffnete zuvorkommend eine Thür.

Franz schritt voran in ein ziemlich großes, gut ausgestattetes Gemach. Hier gingen zwei schwarz gekleidete bejahrte Herren auf und ab. Franz reichte Beiden die Hand.

„Ich komme heute nicht allein,“ sagte er vertraulich.

„Wer begleitet Sie?“

„Herr Edmund von Stein.“

Die Herren verneigten sich. Der ältere, fast schon ein Greis, sagte mit Beimischung eines fremden Ac=

centes: „Geben Sie Ihr Ehrenwort als Edelmann, daß Sie nie von der Existenz unseres Etablissements sprechen wollen. Sie kennen es nicht, Sie haben es nie gesehen . . . was auch geschehen möge, Sie werden schweigen.“

Edmund verpfändete sein Ehrenwort und leistete den geforderten Handschlag.

„Wir fürchten zwar nicht,“ fügte der Greis hinzu, „daß Sie Ihr Ehrenwort brechen; aber ich habe die Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Verräther von unserer Gesellschaft empfindlich bestraft wird. Der Freund, der Sie eingeführt, ist zugleich für Sie verantwortlich. Nun unterzeichnen Sie diesen Ehrenschein, wonach Sie sich schriftlich zu dem verpflichten, was Sie bereits durch Hand und Mund gelobt haben. So will es die eingeführte Ordnung, von der wir nicht abweichen dürfen.“

Edmund las den Schein; er enthielt genau das, was der Herr gesagt hatte.

„Wo bin ich denn eigentlich?“ fragte er leise den Freund. „Ich weiß noch nicht, was zu verschweigen ich mich verpflichte . . . helfen Sie mir doch, Freund, helfen Sie!“

„Steigt keine Ahnung in Ihnen auf? Sie befinden sich einfach in einem französischen Spiel-Etablissement. In den Bädern der benachbarten Herzogthümer ist es erlaubt, Bank zu halten; in der Residenz ist es mit schwerer Strafe belegt. Sie wissen es ja . . . da haben Sie ein Stück deutscher Einigkeit, wie Sie es besser nicht wünschen können. Dieselben Spielpächter, die in Homburg und Baden-Baden mit Eklat auftreten, müssen sich hier verbergen.“

Der greise Herr zuckte lächelnd mit den Achseln und nahm den Ehrenschein, den er in das Fach eines Mahagonyschränkchens legte.

„Nun können Sie sich frei bewegen, gnädiger Herr!“ sagte er. „Wir haben für noble Zerstreuungen gesorgt, die der höhern Aristokratie Bedürfniß sind . . . prüfen Sie das Glück und ich wünsche vom Herzen, daß es Ihnen hold sein möge.“

Der Herr öffnete ehrerbietig eine Flügelthür. Franz und Edmund betraten einen eben nicht großen, aber prachtvoll eingerichteten Saal, der von hunderten von Wachskerzen erhellt ward. Gasflammen brannte man nicht, um die Gasanstalt nicht mit in das Geheimniß zu ziehen. Das alte große Gebäude galt

für eine Zigarrenfabrik, deren Besitzer die Fabrikation eingestellt hatte. Wer das Haus von Außen sah, würde schwerlich dies glänzende Etablissement vermuthet haben, das seit dem letzten Herbste schon existirte. Das Heranziehen von Spielern ward systematisch betrieben und zwar durch geheime Agenten. Franz hatte sich in die Zahl dieser Agenten aufnehmen lassen; ein Kroupier, den er in der Zeit seines Glücks kennen gelernt, hatte ihm diesen Posten verschafft. Die Thätigkeit der Agenten war übrigens kaum noch nöthig, da ein Spieler den andern nach sich zog. Vornehme Roue's, reiche Tagediebe und blasirte Menschen aller Gattungen fanden hier allabendlich ihren Tummelplatz. Auch Spekulanten, die dem Bankerotte nahe waren, ließen sich zu der Spielhölle hinaufwinden, um die letzten kleinen Summen zu einem größeren Gewinne zu wagen. Alle die Leute, die hier zusammenkamen, hüteten sich wohl davon zu sprechen; da das Hazardspiel verboten war, traf sie im Falle des Bekanntwerdens eine empfindliche Strafe. So hafteten sie solidarisch für das Geheimniß.

Edmund kannte das Spiel aus den Bädern nur oberflächlich; hier sollte er es gründlich kennen lernen.

Er zitterte vor Neugierde, Bekanntschaft mit der noblen Passion zu machen.

Franz spielte die Rolle eines echten Mephisto.

In dem ersten Saale befand sich kein Spieltisch, wohl aber ein echtes Pariser Büffet. Die feinsten Delikatessen prangten auf dem glänzenden Tische; eine Menge Karaffen von Krystall bildeten den Hintergrund. Auf einem Sessel zwischen den Flaschen und dem Tische saß ein reizendes Mädchen, die Demoiselle de Büffet. Es war Alles französisch, auch die Dame. Edmund war wie geblendet; Franz aber war erstaunt . . . er glaubte in der Büffet-Dame Pauline zu erkennen, die Tochter des Rentiers Wedekind. Pauline war reizend gekleidet; sie trug eine zimmetfarbene Seidenrobe mit weißen Spitzen. Auf dem unverhüllten Busen prangte eine schwere Goldkette. Eine weiße und eine rothe Rose schmückten das dunkel glänzende Haar. Der volle runde Arm, nur halb von feinen Spitzen bedeckt, ward von reichen Bracelets geschmückt. Und wie glänzten die Augen der Schönen, wie glühten die Wangen! Jugendfrische Lippen bildeten einen köstlichen Mund, den stets ein sanftes Lächeln umschwebte. Bei dem Ein-

tritte der beiden Männer blieb sie unbefangen; sie schien sie als gewöhnliche Gäste zu betrachten.

„Freund!“ flüsterte Edmund.

„Was wollen Sie?“

„Nähern wir uns der Dame dort.“

„Gefällt sie Ihnen?“

„Eine überaus pikante Schönheit.“

„Pikant wie alle Französinnen, die nach Deutschland kommen.“

„Ah, sie ist eine Französin. Ich danke Ihnen, daß Sie mich hierhergeführt haben. Das Mädchen ist wundervoll.“

„Nehmen Sie an jenem Tische Platz, ich werde Erfrischungen bestellen.“

Nachdem Franz seinen Begleiter zu einem der freien Tische geführt, trat er an das Büffet.

„Ah, Fräulein Pauline!“

„Wie?“ fragte die Dame.

„Ich irre doch nicht . . .“

„Wer soll ich sein?“

„Pauline Wedekind . . .“

Sie lächelte muthwillig wie ein Kind.

„O, ich heiße Madelaine.“

„Die Aehnlichkeit wäre doch zu täuschend!“

Die Dame sprach ziemlich schlecht deutsch.

„Sie sind nicht Pauline Wedekind?“

„Pardon, ich heiße Madelaine. Was steht dem Herrn zu Diensten?“

„Zwei Tassen Chokolade!“

Madelaine wandte sich ab und rief durch ein Sprechrohr: „deux tasses!“

Franz konnte nicht glauben, daß Madelaine eine andere als Pauline sei. Gestalt, Gesichtszüge, Augen, Haar und Stimme sprachen dafür. Das reizende Händchen verrieth, daß es nie viel gearbeitet hatte. Alle Bewegungen der Büffetdame waren graziös und gewandt. Fast schien es, als ob sie zu gut wäre für die Beschäftigung, die man ihr übertragen hatte. Für Franz hatte sie keine Aufmerksamkeit; sie empfing die Aufträge eines andern Herrn, der an das Büffet getreten war und eine freundschaftliche Unterhaltung anzuknüpfen versuchte. Nannte er sie auch schöne und liebenswürdige Madelaine, sie verlor ihre Ruhe nicht. Kalt lächelnd, ohne zu verletzen, fertigte sie ihn ab. Dem Kenner entging es nicht, daß sie eine gewisse Routine besaß im Verkehre mit den Gästen. Sie

hörte die übertriebenen Schmeicheleien ohne zu erröthen und antwortete auf die an sie gerichteten Fragen mit einer Art Herablassung, die nicht verletzte.

Als Franz zu seinem Begleiter kam, fragte dieser:

„Wie heißt das reizende Mädchen?"

„Madelaine."

„Und Sie kennen sie?"

„Oberflächlich."

„Diese Madelaine ist entzückend schön!" rief Edmund wie begeistert.

„Schöner als Rosa?"

„Das will ich nicht sagen; aber sie ist werth, daß man ihr einige Zeit den Hof macht, wäre es auch nur, um eine angenehme Erregung zu haben. Das Mädchen ist wirklich schön!"

Eine Aufwärterin brachte die Chokolade. Auch diese war ein junges Mädchen von besonderer Schönheit. Sie trug, wie Madelaine, ein Kleid von Seide. Lächelnd präsentirte sie den duftenden Trank. Auf die an sie gerichteten Fragen antwortete sie im gebrochenen Deutsch; sie war also Französin. Vertraulichkeiten, die Edmund sich erlauben wollte, wies sie

ernst und entschieden zurück. Das Geld, das sie von den Gästen empfing, lieferte sie an Madelaine ab.

Aus dem angrenzenden Saale, der durch eine offene Bogenthür von dem Büffetzimmer getrennt war, trat hastig ein Mann ein. Er sah bleich aus und trocknete mit dem Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Ein Glas Wasser!“ rief er der Aufwärterin zu.

Dann sank er auf einen der prachtvollen Sessel und legte das müde Haupt in die gepolsterte Lehne zurück. Er trug Zivilkleider; aber nach dem Schnitte der Haare und dem sorgfältig gestutzten Schnurbarte mußte man ihn für eine Militärperson halten. An dem Zeigefinger seiner schlaff herabhängenden Hand glänzte ein großer Siegelring. Die Aufwärterin brachte das Verlangte. Zitternd ergriff er das Glas und leerte es hastig. Dann ließ er das Haupt wieder zurücksinken.

„Ist der Herr krank?“ fragte Edmund leise.

„Es scheint so.“

„Und Niemand kümmert sich um ihn.“

„Er wird sich schon wieder erholen.“

„Gewiß hat ihn unglückliches Spiel niedergeschmettert . . . er sieht erschreckend bleich aus!“

Jetzt traten zwei heitere Herren ein.

„Ah,“ rief der Eine, „dort ist Auerstein!“

„Theodor!“ rief der Andere, ihn rüttelnd.

„Hier ist meine Börse, beginne das Spiel von Neuem. Verliere doch den Kopf nicht, wenn Dir Fortuna einmal ein grämliches Gesicht schneidet.“

Theodor von Auerstein richtete sich empor.

„Wie viel kannst Du mir leihen?“ fragte er eifrig.

„Fünfzig Louisdor.“

„Ich nehme sie an, Freund! Gewinne ich, so zahle ich auf der Stelle; verliere ich . . .“

Der Graf konnte nicht weiter sprechen; es schien als ob der Gedanke an den Verlust ihm die Zunge lähmte.

„Dann zahlst Du später!“ rief lachend der Freund, ein eleganter junger Mann. „Gleiche den Verlust aus, Du wirst nicht immer Unglück haben.“

Theodor von Auerstein sprang auf und ging mit den Freunden in den Spielsaal zurück.

„Nun kommen Sie,“ flüsterte Franz; „wir wollen sehen, was der Herr Graf beginnt. Sie wissen nun, daß Sie in auserlesener Gesellschaft sich befinden . . .“

„Der Bruder des Grafen von Auerstein ist Major.“

„Dieser Rang hindert ihn nicht zu spielen.“

Beide traten in den angrenzenden Saal, der einfach, aber äußerst geschmackvoll eingerichtet war. Eine Gesellschaft von achtzehn bis zwanzig Männern umstand den grünen Tisch. Man spielte Roulette. Es war noch Platz für die beiden Freunde, die zwanglos in den Kreis traten. Eine neue Ueberraschung stand Franz bevor. In dem einen der beiden Kroupier's die den Dienst hatten, erkannte er den Rentier Wedekind. Der Alte zog die von den Spielern verlorenen Gelder ein und zahlte die Gewinne aus. Daß er der Mann vom Metier war, ließ sich auf den ersten Blick erkennen. Sein sonst freundliches Gesicht zeigte jetzt die Indifferenz die den Kroupiers eigen; er arbeitete wie eine Maschine, die keine Empfindung hat.

Dieselbe kalte Ruhe, die er beim Einziehen des Geldes zeigte, behielt er bei, wenn er große Summen auszahlte. Jede seiner Bewegungen war die eines Mannes, der zu arbeiten versteht; er verzählte sich nie, so rasch er die Goldstücke auch hinwarf. Die monotone Stimme seines Kollegen, der das Glücksrad in Bewegung setzte, war ihm Führerin, nie warf er einen Blick auf die rastlos arbeitende Maschine

oder auf einen der Spielenden. Seine Toilette war gewählt; er glich einem Herrn, der zu einem Feste erscheint.

Franz hatte bereits zweimal das Etablissement besucht; nie hatte er den angeblichen Rentier gesehen. Dieser Umstand wird sich später erklären, ebenso die Art und Weise, wie er Zutritt in die geheime Gesellschaft erlangt.

Die Spielenden machten ohne Ausnahme hohe Einsätze.

Graf Theodor von Auerstein gewann.

Auch Edmund warf eine Hundertthaler = Note auf roth.

„Rouge!" rief der Kroupier.

Wedekind warf eine zweite Note neben die erste.

Dies reizte den jungen Spieler.

Er setzte beide Noten auf schwarz.

„Noir!" rief der Kroupier.

Und Edmund zog vier Noten ein.

„Gratulire!" flüsterte ihm Franz zu. „Sie sind ein Kind des Glücks!"

„O, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich hierher geführt haben! Man wird ein anderer Mensch!"

„Bleiben Sie es auch."

Nun wagte Franz einige Sätze; das Glück war ihm feindlich gesinnt . . . er verlor stets. Wedekind strich ruhig das schöne Geld ein.

Edmund verlor ein Mal, um zwei oder drei Male zu gewinnen. Er hielt eine Menge Banknoten in der zitернden Hand. Nicht so glücklich war Graf Theodor von Auerstein; Fortuna wandte ihm plötzlich den Rücken. Er verlor, so oft er setzte.

„Das Letzte!“ murmelte er dem Freunde zu, der neben ihm stand.

Franz hörte diese Worte, darum achtete er auf den Grafen, der eine Nummer mit Goldstücken besetzte. Das Rad drehte sich, die Kugel sprang . . .

„Verloren!“ murmelte Theodor.

Er zog sich zurück, trat in das Büffet und forderte ein Glas Wasser, das die reizende Aufwärterin sogleich brachte.

„Spielen Sie fort!“ flüsterte Franz seinem Begleiter zu.

„Und Sie, Freund?“

„Ich habe heute kein Glück, werde mich in dem Büffet unterhalten. Sie wissen, wo Sie mich finden!“

Edmund spielte weiter.

Franz trat in das Büffet. Er nahm wie ein müßiger Gast Platz in der Nähe des Grafen, der wieder auf dem Lehnstuhle saß und den Kopf hängen ließ. Wie früher, so traten auch jetzt wieder die beiden Freunde zu ihm.

„Baron," murmelte er, „das ist ein Unglücksabend!"

Der Baron lag nachlässig auf einem Sessel.

„Wieviel hast Du verspielt, Theodor?"

„Meine ganze Baarschaft."

„Und diese bestand?"

„In zehntausend Thalern."

„Du wirst sie wiedergewinnen."

„Ich habe nicht einen Dukaten mehr."

„So spiele auf Kredit."

„Geht das?"

„Hier ist für Alles gesorgt."

„Schaffe Geld, schaffe Geld!" rief leidenschaftlich der Graf. „Ich kann nicht mit leeren Taschen heimgehen. Müßte ich es, so würde ich unterwegs..."

„Sinnloser, denke nicht an solche Dinge. Hätte ich Kasse, ich stellte sie Dir sofort zur Verfügung."

Der Graf leerte hastig das Wasserglas.

„Champagner!" rief der Baron.

Die schöne Kellnerin brachte im Nu das Verlangte. Der Kork knallte empor und der Schaumwein perlte in den Gläsern.

„Auf Dein Glück!“ sagte der Baron. „Wenn nicht Feuer in Deinen Adern glüht, wirst Du den Muth nicht haben, das Glück herauszufordern.“

Theodor verschlang den Wein.

„Schafft Geld, schafft Geld!“ rief er. „Ich sprenge die Bank!“

„Du wirst die Bank nicht sprengen, aber den Verlust zurückerlangen . . . man schenkt den Franzosen eine solche Summe nicht. Spiele nach meinem Systeme und Du wirst gewinnen.“

„Geld! Geld!“ stammelte Theodor, dessen Erregung mit jeder Minute wuchs.

„Unterzeichne einen Wechsel.“

„Gern. Wer kauft ihn mir ab?“

„Ich hole den Bankier, der Deine Papiere bereitwillig kauft. Das Geschäft wird bald geordnet sein. Deinen Arm, wir holen Geld, daß Du weiter spielen kannst.“

„Warum spielst Du heute nicht? Auch Du bedarfst des Geldes . . .“

„Weil Du meine Kasse verspielt hast! Ich hole übrigens bald das Versäumte nach.“

Der Baron zog den Grafen in ein Nebenzimmer, dessen Thür er hinter sich schloß. Die Zahl der Gäste vermehrte sich nicht; in dem Büffet saßen nur noch zwei junge Leute, die ihre Aufmerksamkeit auf die reizende Kellnerin gerichtet hatten und mit dieser sich unterhielten, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot. Franz trat an das Büffet und flüsterte der Dame desselben zu:

„Pauline, warum wollen Sie sich mir gegenüber verstellen?“

„Ich heiße Madelaine, mein Herr!“

„Herr Wedekind versieht den Dienst des Kroupiers . . .“

„Mag er!“ antwortete lächelnd die junge Dame.

„Sie wissen, daß ich der Freund Ihres Vaters bin . . .“

„Darum werden Sie schweigen und mich nur Madelaine nennen. Ich habe kein Recht eine Verständigung herbeizuführen.“

„Wie haben Sie meine Anna verlassen?“

„Sie schläft längst!“ flüsterte Madelaine lächelnd

zurück. „Und nun vermeiden Sie jede Vertraulichkeit mit mir. Wir werden morgen mehr sprechen.“

Jetzt traten zwei neue Gäste ein. Es waren bejahrte Herren, die nicht zum ersten Male diesen Ort betreten mochten, denn sie sahen überrascht lächelnd die Büffet-Dame an.

„Ah,“ flüsterte der Eine, „der Herr und Meister sorgt für Abwechslung! Da ist die neue Dame aus Paris, die vielgerühmte Madelaine. Sie entspricht den Erwartungen, die wir gehegt . . .“

Madelaine senkte die Blicke und beschäftigte sich mit einem der glänzenden Gläser.

In diesem Augenblicke trat Theodor von Auerstein ein. Er trug ein Taschenbuch in der Hand.

„Noch mehr Champagner!“ rief er.

„Eine neue Flasche!“ befahl der Baron.

Die Spieler stießen an und tranken. Theodor muß ein exzentrischer Mann sein, denn er verschlang den Champagner als ob er einen glühenden Durst empfände. Sein Blut gerieth in Wallung, er ward heiter, fast ausgelassen. Oft wollte er fort an den Spieltisch; die Freunde hielten ihn zurück.

„Die Nacht ist kaum angegangen,“ sagte der

Baron. „Dir bleibt noch Zeit genug, den Bankier zu plündern.“

„Baron, gewinne ich, so bin ich ein glücklicher Mann; ich verheirate mich.“

„Das wäre ein Meisterstreich!“

„Der Welt zum Trotze, die mir nicht zutraut, daß ich mich in die Fesseln des Ehestandes schmieden lasse.“

„Hast Du schon eine Braut?“

„Die wird sich finden.“

„Gestehe es nur, Du trägst eine zärtliche Neigung im Herzen . . . O, ich errathe es!“

„Nein, nein!“ rief der Graf.

„Ich habe meine Vermuthung, Theodor!“

„Später mehr; jetzt kommt in den Saal, daß ich meine zweitausend Thaler verzehnfache.“

Die drei leerten die Gläser und entfernten sich.

Franz von Hoym, der an einem Seitentische saß, hatte ruhig zugehört. Er war erstaunt über den Grafen Theodor von Auerstein, der ein recht liebenswürdiger Roue geworden zu sein schien. Das Bestreben desselben, von der Spielbank Geld zu holen, leitete

ihn zu dem Schlusse: Theodor lebt mit seinem Bruder auf gespanntem Fuße.

„Man muß sich Alles merken," murmelte er vor sich hin; „es ist ja möglich, daß ich aus diesem Verhältnisse Vortheil ziehen kann."

Madelaine's Thätigkeit ward weidlich in Anspruch genommen. Es kamen Spieler aus dem Saale, die sich erfrischen wollten. Alle wandten sich an das reizende Mädchen, das mit Grazie und Anmuth bediente. Man wollte nur aus ihrer Hand das Verlangte empfangen. Sie benahm sich mit bewunderungswürdigem Takte. Ohne zu verletzen hielt sie die Zudringlichen in Schranken; sie sprach mit Diesem deutsch, mit Jenem französisch und mit einem langen hagern Herrn, der sich Eis hatte serviren lassen, englisch.

Madelaine war ein Muster von Büffet-Dame. Der Tumult legte sich endlich, die Gäste kehrten zu dem Spieltische zurück. Franz blieb mit Madelaine allein.

Wiederum kamen zwei neue Gäste.

Ein Mann in den mittleren Jahren, schwarz und rothwangig trat ein. Ein zart gewachsener junger Mann folgte ihm. Der letztere zeigte ein schüchter-

nes Wesen. Er mußte noch sehr jung sein, da sein Gesicht völlig bartlos war. Ein Oberrock von schwerem Winterstoffe hüllte seinen ganzen Körper ein. Das dunkle Haar war zu einem köstlichen Toupet frisirt. Auch dieser junge Mann, fast noch ein Knabe, wollte sein Glück versuchen.

Der Führer desselben mochte die Oertlichkeit kennen; er forderte Thee und ließ sich mit seinem Begleiter an einem Tische nieder. Beide führten flüsternd ein eifriges Gespräch während sie tranken. Es schien, als ob der Aeltere den Jüngern zu ermuthigen suchte. Dieser holte ein Taschenbuch hervor und zählte die Banknoten, die es enthielt. Als er das Buch wieder verbarg, stieß er einen schweren Seufzer aus. Der Aeltere schien durch ein Lächeln sagen zu wollen: „Man muß wagen, wenn man gewinnen will, und Du wirst gewinnen.“

Auch die Beiden, die zuletzt gekommen, verschwanden in dem Saale. Der junge Mann trat so schüchtern auf, daß man seinen Schritt kaum hörte; er näherte sich mit Zittern und Zagen dem verhängnißvollen Tische, von dem er vielleicht das Glück seines Lebens erhoffte.

Franz überschlug seine Kasse und fand, daß er noch eine kleine Summe wagen konnte. Die Aussicht auf Gewinn reizte ihn, den alten Spieler, den Rad und Karte schon oft in die ärgste Bedrängniß gestürzt hatten.

„Ich werde spielen!“ flüsterte er Madelaine zu.

Sie flüsterte zurück:

„So wünsche ich Ihnen viel, recht viel Glück!“

„Bezeichnen Sie mir eine Farbe, Mademoiselle.“

„Ich!“

„Schöne Damen sind stets die Kinder des Glücks.“

„Nach diesem Maßstabe gemessen muß ich sehr häßlich sein; ich bin im Spiele stets unglücklich gewesen.“

„Und doch bitte ich Sie, nennen Sie mir eine Farbe, Mademoiselle . . . Pauline!“

Sie neigte sich über das glänzende Büffet und flüsterte:

„Vertrauen Sie Ihr Geld der schwarzen Farbe an . . . die roth schillernde ist tückisch.“

„Schwarz also?“

„Schwarz wird Ihr Vertrauen belohnen, wenn Sie gewinnen.“

„Ah, wie schlau!" rief Franz. „Sie fügen einen Satz hinzu, der nicht trügen kann."

„Bleiben Sie bei der angegebenen Farbe."

Der Edelmann versprach es und trat in den Saal. Das Spiel war sehr lebhaft geworden. Banknoten und Goldstücke flogen hin und her. Das schwere Silber schien man kaum zu berücksichtigen. Edmund von Stein, bleich vor Erregung, stand noch an seinem Platze; er hatte ununterbrochen Glück gehabt. Sein Taschenbuch konnte die Banknoten nicht fassen, die er gewonnen. Wedekind zahlte stets in derselben Geldsorte aus, die der Spieler gesetzt hatte. In der Regel sind Banknoten vom Spieltische verpönt; hier hatte man sie aus besonderer Rücksicht gestattet. Papiere sind leichter und unmerklicher zu transportiren. Franz wagte einen Satz auf Schwarz . . . der schreckliche Kroupier zog das Geld ein. Er setzte zum zweiten und dritten Male . . . nun hatte er die Summe verloren, über die er verfügen zu können glaubte. Mit neidischen Blicken betrachtete er Edmunds Glück, der ein Mal verlor, nachdem er drei oder vier Mal gewonnen. Und Edmund spielte ohne System, er warf sein Geld nur hin; ihm war es gleich', auf

welche Farbe es fiel. Eine halbe Stunde verfloß, während welcher Franz müßiger Zuschauer blieb. Graf Theodor von Auerstein hatte Anfangs Glück gehabt, nun verlor er, so oft er die Hand ausstreckte. Die Bank war im Vortheile wie selten; man sah es an den großen Summen, die Wedekind, dieser willenlose Automat, einholte. Sein Kollege ließ die Kugel rasch springen; war es doch, als ob Beide sich beeilten, die Gunst Fortunas zu benützen.

„Verdammt!" hörte man Theodors Stimme murmeln.

Er trat von dem Tische zurück und schwankte zu dem nächsten Sessel. Der Baron kümmerte sich nicht mehr um ihn; er sprach mit einem fein gekleideten älteren Herrn, der, obwohl er den ganzen Abend im Saale gewesen, noch nicht gespielt hatte. Der arme Theodor saß wie niedergeschmettert an seinem Platze. Er hatte nicht nur sein eigenes, er hatte auch erborgtes Geld verloren. Nur mit Mühe konnte er den Ausbruch seiner Erregung unterdrücken.

Auch der junge Mann, der zuletzt gekommen, verließ den Kreis. Er trat rasch und entschlossen in das Büffetzimmer. Sein Begleiter spielte fort.

Theodor hatte sich erhoben, die Angst ließ ihm nicht Ruhe, er mußte sich bewegen, um Luft schöpfen zu können. Es lag ihm wie eine Zentnerlast auf der Brust. Der stattliche, starke Mann schien wie gelähmt zu sein. Und Niemand kümmerte sich um ihn; ruhig umstand der Kreis den Tisch, auf dem das gräßliche Rädchen rollte, das über das Wohl und Wehe verblendeter Menschen entschied.

„Le jeu est fait!“ hörte man die Stimme des Kroupiers murmeln.

Dann rollte das Rad und die Kugel sprang.

Da hörte man ein leises Wimmern.

Bei der Stille, die im Saale herrschte, ließen sich die Schmerzenslaute deutlich unterscheiden. Das Spiel ward unterbrochen. Man lauschte und fragte.

„Was ist geschehen?“

„Wem ist ein Unglück zugestoßen?“

Franz folgte dem alten Herrn, der eine Art Inspektion führte. Beide traten zugleich in das Büffetzimmer. Andere Gäste kamen nach. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihnen . . . Der junge Mann, der traurig den Spieltisch verlassen hatte, lag vor dem Büffet am Boden; seinem Halse entquoll ein Blut-

strom, der den Boden färbte. Das Haar, das sich aufgelöst, bedeckte wirr das Gesicht. Der Oberrock war aufgerissen; man sah die weiße Wäsche, die das Blut größtentheils durchnäßt hatte. Neben ihm lag ein langes, sehr blank geschliffenes Messer, das der matten Hand entsunken war.

„Helfen Sie doch,“ rief die bestürzte Madelaine, „helfen Sie doch!“

Das arme Mädchen zitterte am ganzen Körper.

Aber Niemand regte sich.

Der Herr mit der weißen Halsbinde zog eine Glocke.

Ein Diener in Livree trat ein.

„Hole den Arzt!“

Der Diener verschwand.

Man hatte also einen Arzt in Bereitschaft. Es war in der Spielhölle für Alles vorgesehen: Ohnmachten, Blutstürze und Selbstmorde.

Der ältere Herr, der den jungen Mann begleitet hatte, neigte sich zu ihm, indem er ausrief:

„Sind Sie toll? Was haben Sie gethan? Stehen Sie auf und folgen Sie mir!“

Er hob den Kopf des Blutenden. Ein Gast

rückte einen Sessel heran, auf den man den Verwundeten niederlegte. Jetzt sah man am Boden eine große Blutlache. Viele der Anwesenden wandten sich entsetzt ab.

Der Diener kam zurück mit einem Herrn, der, wie sich erwies, der Arzt war, denn er beschäftigte sich sofort mit dem jungen Manne.

„Man trage den Kranken fort!" befahl er.

Zwei Aufwärter wollten den Sessel ergreifen.

„Zurück!" kreischte der Leidende.

Und zugleich sprang er empor. In demselben Augenblicke brach er wieder zusammen; er lag wieder in seinem Blute.

„Wer ist der Unglückliche?" ward von allen Seiten gefragt.

„Er muß doch seinen Namen in das Buch getragen haben."

Der Arzt ward heftig zurückgestoßen.

„Ich will nicht leben, ich will nicht leben!" rief der Unglückliche mit einer Stimme, die seine Jugend verrieth.

Und zugleich riß er die Halswunde auf, daß das Blut doppelt hervorstürzte.

Der Arzt mußte Gewalt anwenden. Er bat die zunächst stehenden Gäste um Hilfe; sie traten entsetzt zurück. Niemand wollte den blutigen Körper berühren. Ein Diener brachte eine Schale mit Wasser. Der Arzt that endlich seine Schuldigkeit; er wusch die Wunde aus und stellte Untersuchungen an.

„Eine Dame!“ murmelte er überrascht.

Man hatte diese Worte, so leise sie auch gesprochen wurden, doch gehört; sie machten, wie leicht begreiflich, große Sensation. Der Baron, der Freund des Grafen von Auerstein, flüsterte diesem zu:

„Ein heroisches Weib! Es wagt sich als Mann an den Spieltisch, verspielt und zerschneidet keck den Lebensfaden. Diese Heldin verdient ein besseres Ende.“

Jetzt lag sie ruhig am Boden; der starke Blutverlust hatte sie entkräftet. Vergebens machte sie Anstrengungen, die Bemühungen des Arztes zu vereiteln.“

„Le jeu est fait!“ rief der Kroupier im Saale. „Nous commerçons, messieuers!“

Dieser Mahnruf bildete einen schneidenden Kontrast zu dem Wimmern der Armen, die man zum zweiten Male auf den Sessel gehoben hatte. Der

größte Theil der Spieler ging in den Saal zurück. Das Rad rollte, die Kugel tanzte, der Kroupier rief Farbe und Nummer an und Wedekind zahlte aus und zog ein. Das Geschäft ward fortgesetzt.

Der Baron, ein eleganter Mann von vier- bis fünfunddreißig Jahren, wollte den Grafen mit sich fortziehen. Theodor sträubte sich.

„Das Schicksal der Dame interessirt mich," murmelte er; „ich muß wissen, ob sie lebensgefährlich verwundet hat."

„Gourmand!" entgegnete der Baron.

„Unterlaß den Scherz, Freund!"

„Du willst wissen, ob sie schön ist!"

„Mir ist wahrlich nicht darnach zu Muthe . . ."

„Auch mich plagt die Neugierde . . . die Geschichte ist höchst romantisch!" meinte der Baron.

„Wie steht es, Herr Doktor?" fragte laut der Graf.

„Der Armen hat sich eine Ohnmacht bemächtigt," war die Antwort. „Ich wage nicht, sie fortschaffen zu lassen."

Der Besitzer des Etablissements, jener Herr mit der weißen Halsbinde, sagte ungeduldig:

„Ich muß das Büffetzimmer reinigen lassen; der Anblick des Blutes ist unerträglich . . . vollenden Sie den Verband in dem Bureau.“

Der Arzt widersprach.

„Nur wenn der Verband vollendet ist, kann ich den Transport gestatten; die Wunde ist groß und tief.“

„So beeilen Sie sich!“ sagte verdrießlich der Franzose, der ziemlich gut deutsch sprach. „Daß die That auch vor dem Büffet geschehen mußte.“

„Ich konnte es nicht verhindern!“ sagte Madelaine. „Der Mensch schwankte herein, zog das Messer unter dem Rocke hervor und stach sich gewaltsam in den Hals. Mir schwanden fast die Sinne, als ich das hervorströmende Blut erblickte.“

„Es ist ärgerlich, sehr ärgerlich!“

„Vielleicht rette ich sie!“ murmelte der Arzt.

Der vom Champagner angeregte Baron fragte näselnd:

„Ist die Dame jung und schön?“

Der Arzt wandte sich verachtend ab.

„Gönnen wir ihr Ruhe,“ sagte er, indem er den

Kopf sanft auf die Lehne des Sessels gleiten ließ. Sowie sie erwacht mag sie fortgetragen werden.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte Theodor.

„Nein,“ antwortete der Arzt. „Ihre Züge sind regelmäßig und schön . . .“

Der Baron, der durchaus Witz in die Angelegenheit bringen wollte, rief übermüthig:

„Eine leidende Schönheit ist doppelt reizend! Ich will die holde Selbstmörderin sehen! Vielleicht ist sie eine Flamme meines Freundes, dem die Ungewißheit über ihr Schicksal das Herz zusammenschnürt.“

Ehe es der Arzt verhindern konnte, nahm der Elegant eine der Kerzen von dem Büffet und beleuchtete frech das Gesicht der Ohnmächtigen. Seine Züge verzerrten sich, sein Arm, der die Kerze hielt, schwankte.

„Was ist Ihnen, mein Herr?“ fragte der Arzt, der rasch die Kerze nahm, daß sie nicht zu Boden fiel.

„Theodor! Theodor!“

„Wer ist sie?“ fragte bestürzt der Graf.

Der Baron warf noch einen Blick auf die bleichen Züge.

„Meine Frau! Meine Frau!" stammelte er.

„Um Gotteswillen!"

„Klementine!"

„Du irrst, Max!" rief der Major.

„Nein, nein!"

Der Graf starrte die bleiche Frau an. Dann verhüllte er mit beiden Händen das Gesicht.

Der Baron war plötzlich nüchtern geworden.

„Nicht wahr," fragte er, „es ist Klementine? Hast Du sie erkannt? Hast Du sie erkannt?"

Er warf sich auf den nächsten Sessel. Nachdem er einige Augenblicke die Verwundete angestarrt hatte, brach er in lautes Lachen aus, in ein Lachen, das dem Hörer Mark und Bein durchschnitt.

„Champagner! Champagner!" rief er. „Klementine hat gespielt . . . nun liegt sie dort . . . vielleicht schon eine Leiche! O, über die Bosheit des Zufalls!"

Er sprang auf und starrte den bestürzten Grafen an.

„Mensch," rief er, „hast Du eine Ahnung gehabt? Warum wolltest Du wissen, wer die Dame sei? Hast Du Ihre Stimme erkannt?"

Der Graf wandte sich ab; er trat an den Eingang des Spielsaals.

„Va banque!“ rief eine Stimme.

„Auch Klementine hat ihr Alles gesetzt!“ rief der Baron. „Sie hat va banque gespielt!“

„Still, still!“ flüsterte der Graf.

Der Baron von Herold ergriff die Hand des Freundes.

„Theodor,“ zischte er, „Du weißt mehr als ich weiß! Oeffne mir die Augen . . .“

„Ich weiß Nichts, gar Nichts!“

„Ist Klementine todt, so trägst Du die Schuld!“

„Du hast sie gemordet!“ zischte der Graf.

„Ich? Sinnloser!“

Theodor flüsterte dem Baron einige Worte zu. Dieser zuckte heftig zusammen.

„Ah, ah,“ lallte er, „kann Klementine noch sprechen? Sie wird mir Rede stehen . . . Ich weiß Nichts!“

„Deine Hand, Max!“

Der Baron trat zurück.

„Schmähe meine Ehre nicht!“ sagte er in furchtbarer Kälte. „Ich trete die Freundschaft mit Füßen,

ich vernichte das Weib . . . Herr Doktor, retten Sie ihr Leben!“

Er wollte die Hand des Arztes ergreifen; in furchtbarer Erregung stieß er sie zurück.

„Hinweg,“ kreischte er, „Klementinens Blut klebt an dieser Hand!“

„Fassen Sie sich, meine Herren!“ mahnte der Arzt. „Die Kranke regt sich.“

Er trat zu Klementinen. Die Unglückliche machte vergebliche Anstrengungen, den Verband abzureißen.

„Ich kann, ich will nicht leben!“ hauchte sie mit matter Stimme. „O, lassen Sie mich sterben!“

Kraftlos sanken Ihre Hän de zurück.

Jetzt näherte sich ihr der Baron.

„Klementine! Ich mache Dir nicht etwa Vorwürfe . . . Wie kommst Du an diesen Ort?“

Sie mußte den Gatten erkennen. Schrecken drückte sich in ihren Zügen aus.

„Sterben, sterben . . . o Gott, könnte ich sterben!“

Das matte Auge schloß sich. Alle Glieder der armen Frau sanken schlaff zurück. Auf Befehl des Arztes ergriffen zwei Diener den Sessel und trugen

ihn in das angrenzende Zimmer. Der Baron wollte folgen.

„Ich bitte, bleiben Sie!“ sagte der Arzt.

„Warum?“

„Ich hätte die Erkennungsscene überhaupt nicht dulden sollen, da die Aufregung vermieden werden muß.“

„Doktor, ist meine Frau todt?“

„Gönnen Sie mir Zeit und Ruhe, daß ich sie pflege; ich werde Ihnen Nachricht bringen.“

Auch der Arzt verschwand. Eine Magd erschien, um den Boden zu reinigen. Der Graf und der Baron beobachteten stumm das traurige Geschäft, vor dem der Magd graute. Sie wusch das Blut eines Menschen von den weißen Dielen! Dann streute sie Sand und entfernte sich. Madelaine saß stumm auf ihrem Stuhle; sie wartete vergebens, daß ein lustiger Zecher kommen sollte, um seinen Durst zu stillen. Im Saale ward fortgespielt; das Rad rollte, die Kugel sprang und die Goldstücke klirrten. Jedes einzelne Geräusch ließ sich deutlich unterscheiden. Franz von Hoym saß still in einer Ecke; ihm lag daran, unbemerkt zu bleiben. Der Arzt trat wieder

ein und sagte mit bewegter Stimme zu dem Baron: „Mein Herr, Sie sind auf das Schlimmste wohl gefaßt . . . soeben ist die Dame verschieden.“

Der Baron kreuzte die Arme und starrte zu Boden.

„Kann ich's ändern?“ murmelte er. „Meine Schuld ist es nicht . . . Die Frau hat heimlich der Leidenschaft des Spiels gefröhnt.“

„Gute Nacht!“ rief hastig der Graf, indem er aufsprang.

„Wohin, mein Freund?“

„Ich betrete nie, nie diesen Ort wieder. Ueber die Wechselangelegenheit sprechen wir morgen!“

Bleich und zitternd verließ der Graf das Büffet.

Der Besitzer des Etablissements trat zu dem Baron.

„Mein Herr,“ flüsterte er, „ich bitte Sie dringend, die Sicherheit meines Unternehmens nicht zu gefährden. Wird die unheilvolle That Ihrer Frau Gemalin bekannt, so steht mir eine strenge Untersuchung bevor.“

„Es ist wahr, ich habe nicht daran gedacht! Mir war, als ob ich mich in meiner Wohnung befände...“

„Wir müssen gemeinschaftlich berathen, was zu thun ist.“

Der Baron fuhr mit der Hand über die bleiche Stirn.

„Ja, was ist zu thun?“ fragte er. „Ich bin rathlos, ich weiß nicht was ich beschließen soll.“

„Nehmen Sie den Leichnam mit sich nach Hause.“

„Oh, oh, das ist eine gräßliche Aufgabe!“

„Frau Baronin muß in ihrer Wohnung gestorben sein; Sie sind dies nicht nur dem Andenken der Verblichenen, Sie sind es auch Ihrer eigenen Ehre schuldig.“

„Und der Sicherheit Ihrer Spielbank. Es wäre gräßlich, wenn der Selbstmord bekannt würde! Man würde Sie zur Verantwortung ziehen, würde Ihnen sofort das einträgliche Geschäft schließen. Das Fortbestehen desselben ist ja die Hauptsache. Erwerben, mühelos erwerben ist das große Losungswort unserer Zeit. Wer keine Aktien besitzt, geht an die Spielbank . . . Das Geld meiner unglücklichen Frau ist in Ihre Kasse geflossen . . .“

„Sie hätte auch gewinnen können, Herr Baron, und dann wäre ich im Nachtheile gewesen.“

„Aber sie hat verloren . . .“

„Unglück, Unglück!“

„Und ich trage den größten Verlust.“

„Herr Baron, ich stelle Ihnen meinen Wagen zur Verfügung.“

„Wie großmüthig!“

„Führen Sie Ihre Gattin heim!“

„Meine todte Gattin!“ rief ironisch lachend der Baron.

„Sie sind ein Mann, werden den Schlag mit Würde zu tragen wissen und der Welt das traurige Geheimniß bergen. Mein Arzt mag auch der Ihrige sein . . . Sie verstehen mich.“

Der Baron zog den Bankbesitzer bei Seite.

„Mein Herr,“ flüsterte er, „ich muß ein Geschäft machen.“

„Was für ein Geschäft?“

„Sie zahlen mir zwanzigtausend Thaler . . .“

„Wofür?“

„Dafür, daß ich Ihnen die Leiche abnehme.“

„Herr Baron, Herr Baron!“ murmelte bestürzt der Bankier. Sie treiben einen herben Scherz!“

„Ich spreche im bittersten Ernste. Meine Frau

ist ohne mich zu Ihnen gekommen . . . bezahlen Sie den Vortheil, der Ihnen aus meiner Gefälligkeit erwächst. Ich habe nur Jammer und Umstände davon. Helfen Sie mir das Unglück tragen . . . Sie sind reich, ich bin arm. Was Sie mir heute zahlen, können Sie morgen mit leichter Mühe gewinnen, und Sie werden es gewinnen . . . Bah, der Gedanke ist köstlich! Es wird mir schwer fallen, die Kosten des Begräbnisses aufzutreiben, da mein Vermögen bereits in Ihre Kasse verflossen ist. Weigern Sie sich, so gehe ich allein . . . das Urtheil der Welt über den Fall ist mir gleichgiltig."

Der Bankier flüsterte verlegen:

„Herr Baron, die Kosten des Begräbnisses werde ich tragen, ich allein."

„Das genügt mir nicht!"

„Sie können billiger Weise nicht mehr fordern, da auch Sie einen Theil des Gewinns tragen . . ."

Der Baron ergriff die Hand des Bankiers.

„Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich mich über das Urtheil der Welt hinwegsetze. Ich brauche zwanzigtausend Thaler und diese werden Sie mir zahlen, oder . . . ich lasse Ihnen die Leiche zurück."

Der Besitzer des Etablissements starrte den deutschen Edelmann an.

„Es ist nicht möglich,“ stammelte er; „Sie werden mit der Leiche der Frau Baronin nicht spekuliren.“

„Warum nicht? Jetzt, da ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, ist er mir nicht mehr so schrecklich. Meine Ehe war eine sehr unglückliche . . . Klementine folgte ihren Neigungen, ich folgte den meinigen. Sie hat unglücklich gespielt, hat sich entleibt . . . trifft mich ein Vorwurf? Wollen Sie mein Schweigen nicht erkaufen, nun so verfahren Sie nach Belieben.“

„Herr Baron, Sie haben Ihr Ehrenwort verpfändet.“

„Für meine Person.“

„Die Existenz des Etablissements . . .“

„Werde ich nicht gefährden; aber meine Frau werde ich aufsuchen lassen, wenn sie morgen Früh nicht zurückgekehrt ist. O, ich kann schweigen, ich werde kein Wort von dem sagen, was ich hier gesehen habe. Ich werde nicht einmal zu erkennen geben, daß ich hier gewesen bin. Dann halte ich mein Ehrenwort. Die Polizei wird schon ihre Anordnungen

treffen. Denken Sie an Ihre Rechtfertigung . . . ich habe Nichts mehr zu sagen."

Der alte Franzos sah den Baron mit stechenden Blicken an.

„Warten Sie!" murmelte er, als dieser sich zum Gehen anschickte.

„Was beliebt?" fragte vornehm der Baron.

„Wir werden uns verständigen."

„Das wäre mir lieb."

„Ich zahle Ihnen fünftausend Thaler."

„Bedauere, mein Herr, ich lasse nicht mit mir handeln. Habe ich einmal mein Wort gegeben, so gilt es."

„Achttausend Thaler!" wisperte der Bankier.

„Nicht einen Kreuzer billiger."

„Sie sind grausam, Herr Baron!"

„Vergessen Sie nicht, daß ich eine schwere Verantwortung übernehme. Ich mache mich, um Ihnen gefällig zu sein, einer Täuschung schuldig, die das Gesetz hart bestraft. Wer wagt, will auch gewinnen . . ich erinnere Sie an Ihre Devise . . ."

„Fünfzehntausend!"

Der Baron zuckte mit den Achseln und ging. Der Franzos hielt ihn zurück.

„So nehmen Sie das Geld.“

„Wo?“

„In meinem Bureau. Ich zahle es aus dem Reservefond. Begleiten Sie mich!“

Die beiden Männer verschwanden.

„Verdammt, verdammt!“ rief eine Stimme.

Edmund von Stein stürzte in das Büffet.

„Was ist Ihnen, Freund?“ fragte Franz, der seinen Platz verließ.

„Ich habe Alles wieder verloren.“

„Nachdem Sie gewonnen hatten?“

„Ja!“

„Ich kondolire, Freund!“

„Hätte ich noch einmal Glück gehabt, ich würde die Bank gesprengt haben.

„Natürlich mit gewonnenem Gelde.“

„Verdammt, verdammt!“ wiederholte Edmund, indem er sich an die Stirn schlug. „Das Glück machte mich so kühn, daß ich „va banque“! rief. Man ist seiner nicht mächtig in solchen Augenblicken, das Geld reizt zu sehr . . . ich wollte Alles haben.“

„Und nun haben Sie Nichts!"

„Leider nicht einen Thaler mehr."

„Gedulden Sie sich; die Bank ist jede Nacht geöffnet, Sie können also in jeder Nacht gewinnen. Was heute mißlang, wird morgen oder übermorgen gelingen. Erfrischen wir uns durch eine Flasche Champagner . . ."

„Ich kann sie nicht bezahlen!" sagte Edmund mit trauriger Miene.

„So leihe ich Ihnen meinen letzten Friedrichsd'or."

„Das nenne ich Freundschaft!"

„O, ich bin immer aufrichtig und wahr! Könnte ich es, ich würde mehr thun."

Franz legte das Goldstück auf den Tisch.

„Nun bestellen Sie bei der reizenden Madelaine!" fügte er flüsternd hinzu. „Ich habe mit Genugthuung bemerkt, daß Sie eine Eroberung gemacht . . das Mädchen ist ein wahrer Engel!"

Edmund trat an das Büffet. Madelaine nahm den Auftrag an, aber sie wies die Zärtlichkeiten, die der junge Mann ihr erzeigen wollte, entschieden zurück.

„Sie werden mit uns trinken, Mademoiselle!"

flüsterte er. „Wahrlich, Sie sind zum Entzücken schön!“

„Bitte, mein Herr, stören Sie mich in meiner Beschäftigung nicht. Ich habe weder Lust noch Zeit, Sie anzuhören.“

Es traten mehr der Gäste ein, die Erfrischungen verlangten. Man sah bleiche und geröthete Gesichter, ruhig lächelnde Greise und finster blickende Männer. Die ganze Geschichte der Spielbank drückte sich in den Zügen der Anwesenden aus. Franz glaubte manchem alten Bekannten zu begegnen; aber er entdeckte sich nicht; ruhig trank er mit seinem Freunde den Champagner, den die schmucke Aufwärterin kredenzte. Madelaine blieb vornehm hinter dem Büffettische, sie leitete mit Anstand das Geschäft und nahm die Zahlungen in Empfang. Edmund ließ eine zweite Flasche kommen, weil das Goldstück gerade ausreichte.

„Nun ist's genug!“ sagte Franz, als diese geleert war. „Jetzt brechen wir auf.“

„Wie spät ist es?“

„Drei Uhr Morgens.“

Edmund wollte zärtlich Abschied von der Büffet-

Dame nehmen; diese wandte ihm verachtend den Rücken zu.

„Wie spröde, Mademoiselle!“

„Es ist traurig, daß ich Sie erinnern muß, den Anstand nicht zu verletzen. Sie zwingen mich, Beistand zu rufen.“

Franz zog den Freund, der einen tüchtigen Rausch hatte, mit sich fort. In der Garderobe nahmen sie Hüte und Oberkleider. Dann erschien ein Diener, der sie in das bretterne Stübchen führte, in dem jetzt einige Stühle standen.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren!“

Nach diesen Worten schloß der Diener die Thür. Kaum war das leise Glockenzeichen verklungen, als die Maschine sich in Bewegung setzte. Die Gäste fuhren langsam und bequem in die Tiefe hinab. Diese Vorrichtung findet man in den großen französischen Hotels, um den Gästen das Ersteigen der Treppen zu ersparen; hier hatte man sie auch zu dem Zwecke angebracht, daß die Anlegung von Treppen überhaupt vermieden werden sollte. Nur sichere Personen wurden expedirt. Uneingeweihte hielten das leichte Kabi=

net für nicht praktikabel. Unten angelangt, ward die Thür von unsichtbarer Hand geöffnet und wieder geschlossen, nachdem die Passagiere den Gang betreten hatten. Die äußere Thür öffnete und schloß ein Mann, der eine große Laterne trug.

Die beiden Spieler gingen Arm in Arm durch die finstern, todtstillen Straßen. Der Wind hatte sich gelegt, ein feiner durchdringender Regen fiel aus dem schwarzen Himmel herab. Edmund schwankte, Franz mußte ihn kräftig stützen. Trotzdem setzten Beide den Weg ziemlich rasch fort. Nach einer Viertelstunde wußte der Führer nicht mehr, wo er sich befand; er kannte in der finstern Nacht die Straßen nicht. Ein Wächter war nirgends zu erblicken, den man hätte fragen können. Franz spähte nach allen Seiten. Da glaubte er vor einem der Häuser einen Wagen zu entdecken; es konnte ja ein Fiaker sein, der sich noch miethen ließ. Und richtig, es war ein Wagen, denn man hörte das Strampfen des Pferdes. Franz beeilte sich, das Ziel zu erreichen. Ein seltsames Schauspiel bot sich ihm. An dem geöffneten Schlage standen zwei Männer, die sich bemühten, einen schweren Gegenstand herauszuheben.

„Jetzt!“ murmelte eine Stimme in dem Wagen, „halten Sie fest!“

Franz erkannte die Stimme des Barons von Herold.

„Lassen Sie nach!“ sagte einer der beiden Männer, die einen menschlichen Körper aus dem Wagen zogen.

Nun erschien der Baron, in seinen Pelz gehüllt. Er erschloß die Thür des Hauses.

„Ich wohne zu ebener Erde!“ flüsterte er.

Der Zug verschwand in dem Hause. Man hörte Thüren öffnen und schließen. Gleich darauf erhellten sich zwei Fenster. Franz, eine ziemlich lange Gestalt, hob sich auf den Fußspitzen und lauschte durch die Glasscheiben. Da lag die Baronin, die sich in der Spielhölle entleibt, auf dem Sopha, der eine der beiden Männer war der Arzt, der andere der Kutscher. Letzterer kam zurück, schwang sich auf den Bock und fuhr davon.

„Was sehen Sie, Freund?“ fragte der berauschte Edmund, der sich an die Mauer des Hauses lehnte. „Wohnt hier eine schöne Frau? Ich möchte sie auch wohl sehen . . .“

„Still, still!“

„Heben Sie mich empor! O, ich sehe schöne Frauen gern!“

„Wenn Sie durch Schwatzen mich verrathen, muß ich meinen Posten aufgeben und Ihnen entgeht ein entzückendes Schauspiel. Darum verhalten Sie sich ruhig . . . Setzen Sie sich auf die Brüstung des Kellerfensters.“

Diese Mahnung war überflüssig. Edmund war schon zusammengesunken, er saß wie ein Knabe auf dem Trottoir. Die Wirkung des genossenen Champagners ward immer stärker.

Franz setzte nun seine Beobachtungen fort.

Bei der völligen Stille konnte er jedes Wort verstehen, das in dem Zimmer gesprochen ward.

Weder der Baron noch der Arzt dachte daran, das Rouleau herabzulassen.

„Was beginnen wir nun, Herr Doktor?“ fragte der Witwer.

„Haben Sie eine Kammerfrau?“

„Nein.“

„So müssen Sie selbst der Verstorbenen die Frauenkleider anlegen.“

„Ich?“

„Sie wissen, daß die Frau Baronin eine Halswunde hat.“

„Freilich, freilich!“

„Und ich muß ein Attest ausstellen, wonach die Dame am Schlagfluß plötzlich verschieden ist. Auf Grund dieses Attestes gestattet man die Beerdigung.“

Der Baron schien sich dem schrecklichen Geschäfte nicht unterziehen zu wollen; er ging unschlüssig auf und ab.

„Mein Herr,“ sagte er nach einer Pause, „helfen Sie mir. Die blutbefleckten Kleider sind mir schrecklich. Ich werde mich dankbar zeigen.“

Der Arzt sagte zu. Die Aussicht auf Gewinn machte ihn gefügig. Mit der Geschicklichkeit des Mannes, der die Körper zu behandeln versteht, führte er die gräßliche Toilette aus. Man legte der Todten das Nachtgewand an, das der Baron herbeigeholt hatte.

„Soll der Leichnam in diesem Zimmer bleiben?“

„Nein.“

„Wo wollen Sie ihn aufbewahren?“

„In jener Kammer.“

„Gut.“

„Tragen wir ihn auf das Bett.“

Beide Männer erfaßten die todte Frau und trugen sie durch eine offene Glasthür. Die Wohnung des Edelmanns war sehr bescheiden, bescheiden wie sein Einkommen.

„Nun hören Sie meinen Rath,“ sagte der Arzt bei der Rückkehr in das Zimmer. „Eine Leichenwäscherin nehmen Sie nicht, sie würde sonst die Halswunde entdecken. Wir Beide legen die Leiche in den Sarg, den Sie mit Tagesanbruch werden holen lassen. Ich finde mich schon zur rechten Zeit ein. Uebermorgen mag das Begräbniß stattfinden. Nun geben Sie mir Papier, Dinte und Feder, daß ich den Todtenschein schreiben kann.“

Der Baron öffnete einen Sekretär.

„Hier finden Sie Alles, mein Herr!“

Die einzige Kerze, die in dem Zimmer brannte, ward auf den Sekretär gesetzt. Während der Arzt schrieb, zündete der Witwer eine Zigarre an und ging rauchend durch das Zimmer.

„Ich bin fertig, Herr Baron.“

„Gut.“

„Hören Sie.“

Der Arzt las: „Frau Baronin Klementine von Herold ist diesen Morgen um zwei Uhr an einem Herzschlage plötzlich verschieden. Ich habe den Körper gewissenhaft untersucht und gefunden, daß der Tod wirklich eingetreten. Es kann demnach die Beerdigung unbedenklich gestattet werden. Dr. Monlay.“

„Sind Sie zufrieden, Herr Baron?“ fragte der Aeskulap, indem er Sand auf das Papier streute.

„Mehr als ich werden die Franzosen zufrieden sein, von deren Etablissement Sie einen harten Schlag abwenden. Lassen Sie sich gut honoriren. Mir ist es recht, daß Klementine nicht für eine Selbstmörderin gehalten werde. Es bleibt also bei den getroffenen Verabredungen . . . Wann wollen Sie kommen, Doktor?“

„Mit dem Schlage neun Uhr werde ich hier sein.“

„Ich zähle auf Sie.“

„Und nun gute Nacht.“

„Warten Sie, Doktor.“

„Was wollen Sie noch?“

„Ich begleite Sie. Es ist mir unmöglich bei der Leiche auszuharren.“

„Es wäre doch gut, wenn Jemand wachte . . .“

Der Witwer nahm die Zigarre aus dem Munde.

„Sollte Klementine nicht todt sein?“

„So gewiß als wir Beide leben; aber der Sicherheit wegen möchte ich, daß die Frau Baronin nicht allein bleibe. Auch in Ihrem Interesse rathe ich dazu.“

„Ich verschließe sorgfältig das Zimmer und das Haus, es wird Niemand eindringen können.“

„Bleiben Sie, Herr Baron, bleiben Sie; die kurze Zeit bis zum Morgen vergeht rasch . . .“

Jetzt hielt es Franz für räthlich den Rückzug anzutreten. Er rüttelte den am Boden sitzenden Begleiter; dieser regte sich nicht, er schlief so fest, als ob er in seinem Bette läge. Der Arzt, vielleicht auch der Baron, mußte jeden Augenblick aus dem Hause treten; es war also keine Zeit zu verlieren. Edmund fortzutragen war eben so unmöglich als ihn zu wecken. Franz legte den berauschten Schläfer dicht an die Mauer und eilte auf die entgegengesetzte Seite der Straße. Kaum war er dort, als der Arzt aus dem Hause trat . . . allein. Die Thür ward hinter ihm geschlossen. Der gewissenlose Mediziner ging an

Edmund vorüber, ohne ihn zu bemerken. Er verschwand rasch in dem Dunkel der Regennacht.

Tiefe Stille herrschte. Franz wollte nun den Schläfer gewaltsam emporrütteln und ihn dann nach Hause führen. Ein neues Hinderniß trat ein. Auf dem Trottoir ließen sich hastige Schritte vernehmen, die rasch näher kamen. Franz blieb an seinem Platze. Er unterschied einen Mann, der sich dem Hause des Barons näherte und an dem erleuchteten Fenster stehen blieb. Der Mann klopfte. Rasch ward das Fenster geöffnet.

„Wer ist da?" fragte der Witwer.

„Ich! ich!"

„Ah Du, Theodor."

„Oeffne die Thür!"

„Soeben wollte ich ausgehen."

„Du wirst bleiben, Max!"

„Wenn Du mir Gesellschaft leisten willst . . ."

„So laß mich doch ein!" rief ungeduldig der Graf von Auerstein.

„Warte einen Augenblick.'

Ein Geräusch deutete an, daß das Fenster geschlos-

sen ward. Bald ward die Thür geöffnet und der Graf verschwand.

„Gut,“ dachte Franz, „daß der schlafende Edmund mich zurückgehalten hat, es würde mir sonst eine interessante Szene entgangen sein. Das Gespräch dieser Beiden ist vielleicht von Wichtigkeit für mich.“

Er sprang über die Fahrstraße und sah nach dem Schläfer. Edmund regte sich nicht, eine laute Respiration verrieth die Tiefe seiner Ruhe.

„Glücklicher Mensch!“ dachte Franz. „Er ruht auf hartem Steine wie auf weichem Pfühle . . . ein Stein auf dem andern . . . die reiche Mutter müßte ihn in dieser Verfassung sehen . . . Bodenloser Leichtsinn der Jugend!“

Jetzt stand er wieder am Fenster und lauschte.

Der Baron hatte schon seinen Pelz angelegt; auch der Graf trug einen Pelz und den Hut auf dem Kopfe.

„Max,“ fragte erregt der Graf, „wie steht es mit Klementinen? Du bist sorglos, willst ausgehen . . .“

„Weil ich die Nacht in der Nähe einer Leiche nicht verbringen kann,“ war die ruhig ertheilte Antwort.

„Max! Max!“

„Meine Frau ist am Herzschlage gestorben ...“

„Ist sie wirklich todt?“

„Wer es nicht glauben will, lese das Attest des Arztes, der vor zehn Minuten mich verlassen hat.“

„Und das sagst Du so ruhig, so kalt . . . Max, Du hast Deine Frau nicht geliebt! Arme, arme Klementine!“

Der Graf legte die Hand über die Augen; es schien als ob er weinte.

Der Baron blieb wie zuvor; er rauchte ruhig fort.

„Freund,“ begann er nach einer Pause, „Du bist zur rechten Zeit gekommen. Wir sind Männer von Muth und Herz, die spießbürgerliche Sentimentalität nicht kennen. Meine Ehe, die eigentlich nie hätte geschlossen werden sollen, ist plötzlich gelöst . . . Klementine selbst hat das traurige Band durchschnitten . . . Du hast sie sterben gesehen . . .“

„Max, erinnere mich nicht daran! Es war ein gräßlicher Anblick!“

„Setze Dich doch, Feinfühlender, Du bist sehr ergriffen.“

Beide saßen im Pelz und Hut auf dem Sopha, das dem Fenster gegenüber stand.

„Willst Du rauchen, Theodor?"

„Laß das, laß das!"

„Ich habe mir vorgenommen, die traurige Angelegenheit mit der größten Ruhe zu ordnen und zu überstehen, und Du, Freund, wirst mir dabei helfen."

„Was kann ich thun?"

„O, viel; sehr viel! Wahrhaftig, ich habe auf Deine Hilfe gerechnet. Wärst Du nicht gekommen, so hätte ich Deine Wohnung aufgesucht . . ."

„Zu welchem Zwecke?"

Max schien die Frage nicht zu hören. Ruhig sagte er: „Jetzt leiste mir Gesellschaft an der Leiche Klementinen's. Dort, auf ihrem Bette liegt sie . . . Willst Du sie sehen?"

„Nein, nur jetzt nicht."

„Also später, Freund?" fragte der Baron, indem er zur Seite sah.

„Vielleicht! Doch, was beginne ich denn hier? Zu welchem Zwecke bin ich gekommen? Ach, ich wollte mir Gewißheit holen . . . nun habe ich sie…

Klementine ist todt . . . Auf Wiedersehen, Max . . . Ich muß fort!“

„Du wirst bleiben!“ sagte der Baron ernst.

Er hielt den Grafen bei der Hand zurück.

„Was willst Du, Max?“

„Ich habe ein Geheimniß entdeckt . . .“

„Was für ein Geheimniß?“

„Gestehe es nur . . .“

„Was? Was?“ fragte der Graf ungeduldig.

„Daß Dir meine Frau nicht gleichgiltig war.“

Der Baron sah den Grafen mit forschenden Blicken an.

„Die Dulderin!“ rief Theodor von Auerstein ausweichend. „Wahrlich, sie war eine Dulderin, denn sie hat ihren Jammer mit großer Standhaftigkeit getragen. Unter zehn Frauen findest Du kaum eine, die zu dulden vermag, was Deine Frau. Willst Du nun auch noch aus dem Mitleiden, das ich für Klementinen gezeigt, unerlaubte Beziehungen herleiten?“

„Sieh', Theodor, über diesen Punkt wollte ich mit Dir sprechen. Du bist in die geheimsten Tiefen meiner Ehe dergestalt eingeweiht, daß ich Dir Neues werde kaum noch zu offenbaren brauchen. Ich, der

Gatte, klagte Dir meine Noth; Klementine, die Gattin, klagte Dir die ihrige. So erfuhr der Hausfreund Alles. Mich überschüttetest Du Anfangs mit Vorwürfen, was Du Klementinen gegenüber gethan, weiß ich nicht . . . später schwiegst Du, und dann wolltest Du Nichts mehr hören. Du hast den Verfall meines ehelichen Glückes mit angesehen . . . Meine desolaten Vermögensumstände bildeten den Hauptgrund . . . Ich hielt mich nur durch künstliche Mittel auf der Oberfläche . . . Du konntest nicht helfen, weil Du selbst ruinirt bist . . ."

„Sonst würde ich Dir die Hand geboten haben."

„Klementine hat Dir Geld verschafft . . ."

„Max . . ."

„Fahre nicht auf! Ihre Liebe zu Dir war so heiß, daß sie für Dich spielte. Das ist der Schlüssel zu dem Räthsel. Und willst Du wissen, wie ich ihn erlangt habe?"

„Nun?"

„Lies diesen Brief Klementinen's; ich fand ihn vorhin auf dem Schreibtisch. Durch ihn ward die Vermuthung bestätigt, die sich in der Spielhölle mir aufdrängte."

„Der Graf las folgende Zeilen:

„Du hast mich, Max, längst aufgegeben; doch grolle ich Dir deshalb nicht, denn Du warst mir gleichgiltig. Ich suchte und fand Entschädigung in der Liebe zu Deinem Freunde Theodor, dem ich meine letzten Schmucksachen geopfert habe. Der Perfide hat mich dafür betrogen; er liebt auch noch jene Frau von Hoym, der eine große Erbschaft zugefallen ist. Diese Nacht gehe ich in eine Spielhölle ... gewinne ich, so bringt mich ein Schiff über das Meer; verliere ich, daß mir die Mittel zur Reise und zur selbstständigen Existenz fehlen, so bringt man Dir meine Leiche. Klementine."

Der Baron nahm das sinkende Blatt aus der Hand des Freundes.

„Wir sind völlig im Klaren!" sagte er kalt. „Du hast Deine Neigung Frau von Hoym zugewendet, weil sie plötzlich reich geworden . . . Klementine hat es erfahren und ist der Verzweiflung anheimgefallen... Dort liegt ihre Leiche . . . ich bin Witwer und Du bist eine lästige Geliebte los geworden . . ."

„Max," stammelte der Graf, „wir befinden uns

in einer furchtbaren Lage! Der Schein ist allerdings gegen mich . . ."

„Ah, nur der Schein!"

„Ich habe mit Klementinen's Geld gespielt."

„Natürlich!"

„Hätte ich gewonnen, so würde ich ihr den Gewinn gebracht haben."

„O, ich zweifle nicht daran."

„Sie faßte die Dinge anders auf."

„Dir wollte und konnte sie das letzte Geld nicht anvertrauen."

„Sehr natürlich!"

„Darum wandte sie sich an mich . . . Leider ist mir das Glück nicht günstig gewesen. Ich habe ihr dies mehr als einmal gesagt."

„Was geschehen, Freund, läßt sich nicht mehr ändern. Klementinen's Brief hast Du gelesen, nun höre auch mich an. Deine Liaison mit Frau von Hoym ist eine kluge . . . die Dame ist reich, enorm reich. Die Quelle ihres Vermögens wollen wir nicht erörtern . . . aber Du wirst sie nicht heiraten. Du wirst sie mir überlassen, der ich plötzlich Witwer geworden bin. Ich bin arm, noch mehr als arm,

denn ich beziehe keine Revenüen und habe nicht unbedeutende Schulden. Stehe ich Morgens auf, so weiß ich nicht, wovon ich den Tag leben soll... wohin ich komme, ist mein Kredit erschöpft. Mein Witwerstand erlaubt mir, mich noch einmal zu verheiraten; ich bin jünger als Du bist ... Du, Freund, hast einen sehr reichen Bruder, der für Dich sorgen kann; ich aber stehe allein, Niemand kümmert sich um den verarmten Baron, dessen Frau am Herzschlage gestorben ist. Trittst Du zurück, so wird Frau von Hoym, deren Scheidung demnächst ausgesprochen werden muß, mich nicht abweisen. O, sie kann mich gar nicht abweisen. Dann, Theodor, bleiben wir Freunde wie zuvor und kein Mensch auf der Erde erfährt, daß meine Frau sich aus Verzweiflung über Deine Treulosigkeit entleibt hat. Daß ich auch über die Schmuckangelegenheit schweige, versteht sich von selbst. Niemand soll ahnen, daß Du meine schwache, verliebte Frau hintergangen hast. Ich begreife vorzüglich die Wichtigkeit des letztern Umstandes . . . bedenke die Schmach für Dich und Deine gräfliche Familie, wenn ich Klementinens Brief veröffentliche! Nein, nein! Du wirst mich dazu nicht zwingen, Du bist viel zu

klug und ehrliebend. Wir arrangiren uns als Männer von Welt, setzen spießbürgerliche Sentimentalität bei Seite und leben in Zukunft als echte Edelleute, die mit kleinlichen Sorgen nicht zu kämpfen haben. Das Leben ohne Geld ist ein elendes Ding; ich habe es hinlänglich kennen gelernt."

„Max," entgegnete kleinlaut der Graf, „Deine Beschuldigung muß ich ernstlich zurückweisen."

„Wie Du willst!"

„Ich habe Klementine nicht betrogen!"

Der Baron legte die Hand auf die Schulter des Grafen indem er sagte:

„Freund, wenn meine Frau alle Schwächen eines Weibes besessen . . . gelogen hat sie nie. Zu schweigen hat sie gewußt; aber wenn sie einmal geredet, so hat sie sich der größten Offenheit befleißigt. Den Worten in diesem Briefe glaube ich, als ob sie einen Eid geschworen hätte. Uebrigens, Freund, fordere ich in diesem Augenblicke keine feste Entschließung von Dir; ich wollte die Zeit nur benutzen, um Dir meine Ansichten klar zu machen, und dies ist, so glaube ich, geschehen. Du hast neuerdings Wechsel acceptirt... fördere meine Heirat mit Frau von Hoym und ich

bezahle diese Wechsel. Dann erwächst Dir auch noch ein materieller Gewinn, der wohl zu beachten ist. Nun komm . . . hier ist es unheimlich . . . die Nähe einer Leiche ist mir von jeher schrecklich gewesen. Willst Du Klementinen noch einmal sehen, so nimm das Licht und gehe in die Kammer . . . um acht Uhr kommt der Sarg, der sofort zugenagelt wird . . . dann ist es zu spät."

„Max, Du bist ein Ungeheuer!" rief entsetzt der Graf.

„Warum? Warum?"

„Die Leiche Deiner jungen Frau ist kaum erkaltet . . ."

„Und schon denke ich wieder an's Heiraten?"

„Das ist wahrhaft entsetzlich!"

„Was willst Du denn, mein Bester . . . seit einem Jahre und noch länger habe ich meine Frau nicht mehr besessen. Wir waren verheiratet in den Augen der Welt . . . Du hast am Besten gewußt wie die Dinge stehen. Erlaß mir die Vorwürfe... Mit der Vergangenheit bin ich fertig; ich habe es nur mit der Zukunft zu thun. Willst Du Klementinen noch einmal sehen?"

„Nein; ich kann nicht, ich kann nicht!"

„So gehen wir!"

„Wohin?"

„In Deine Wohnung, Theodor! Du wirst mir ja wohl für einige Stunden Gastfreundschaft gewähren."

Jetzt trat Franz von dem Fenster zurück. Er sprang auf die andere Seite der Straße. Kaum hatte er seinen Platz eingenommen, als das Licht in der Wohnung des Barons erlosch.

„Da habe ich eine saubere Entdeckung gemacht!" dachte von Hoym. „Zwei Edelleute streiten sich um meine Frau, die noch nicht einmal von mir geschieden ist . . . dieser Baron von Herold ist ein saubere Bursche . . . Geduld, ich werde Dir das Heiraten ein wenig erschweren! Und der Graf ist bei ihr Hahn im Korbe . . . sieh, sieh, der Zufall bringt mich in den Besitz werthvoller Geheimnisse. Ich bin ja zur günstigsten Zeit in die Residenz zurückgekehrt. Da ich einmal im Rohre sitze, werde ich meine Pfeifen schneiden. Jetzt oder nie kann ich reich werden."

Die Thür des Hauses ward geöffnet.

Die beiden Freunde traten heraus, wandten sich

r[illegible]s und verschwanden. Der Regen war stärker geworden; Franz kümmerte sich nicht darum, er eilte zu dem Schläfer, rüttelte ihn gewaltsam empor und zog ihn mit sich fort. Es war die höchste Zeit, denn ein Nachtwächter kam langsam die Straße herab und sah prüfend die Häuser an. Der Regen erfrischte das Gesicht Edmund's, der sich eine Zeit lang gefügig führen ließ.

„Wer sind Sie?" fuhr er plötzlich auf.

„Erkennen Sie mich doch, Freund! Wir sind auf dem Heimwege . . . Es ist spät in der Nacht!"

„Ah, Freund Wedekind! Gehen wir zu der schönen Rosa . . ."

„Gut, ich führe Sie zu ihr!"

„Lassen Sie sich umarmen, mein bester Freund! Ich will mit Rosa sprechen . . . sie ist doch schöner als die Französin . . . ah, ich erinnere mich . . . Wir kommen von der Spielbank . . . Und ich habe alles Geld verloren!"

„Sie werden es wieder gewinnen."

„Wann? Das Geld ist Nichts; Rosa ist mir Alles! Ich liebe sie immer mehr und sie muß die meine werden."

So phantasirte Edmund fort.

Franz wußte nicht mehr, in welcher Straße er sich befand; er mußte einen Mann fragen, der ihm begegnete. Dieser war die Gefälligkeit selbst.

„Sie sind, meine Herren, zwar nicht sehr weit von dem Ziele, das Sie mir nennen; aber Sie werden es nach einer einfachen Beschreibung nicht finden. Es sind der Gassen und Gäßchen zu viel, die sich kreuzen oder neben einander fortlaufen. Ich mache gern einen kleinen Umweg, um Sie zu führen. Kommen Sie mit mir."

Der Gefällige kannte die Stadt sehr genau; er wählte krumme, enge und schmutzige Gäßchen und einige kleine Plätze, die Franz nie betreten hatte.

„Nun sind wir in der Straße," sagte er; „in welchem Hause wohnen Sie?"

Franz nannte die Nummer.

Der Fremde ging noch einige Schritte weiter.

„Hier!" sagte er. „Haben Sie den Schlüssel?"

Edmund, dem die Besinnung einigermaßen zurückgekehrt war, holte den Schlüssel hervor, öffnete mühsam und nahm Abschied von dem Freunde.

„Wann sehen wir uns wieder, Freund Wedekind?“

„Vielleicht diesen Mittag.“

„Schlafen Sie wohl!“

Der junge Mann schloß die Thür, man hörte seine polternden Schritte noch einige Augenblicke, dann ward es still.

„Nun, mein lieber Herr“, sagte Franz, „erschöpfen Sie den Born Ihrer Gefälligkeit und zeigen Sie mir den Weg, auf dem ich das Hotel „zur Krone“ erreiche.“

„Gern!“

Die beiden Männer verließen das Gäßchen und kamen bald in eine der Hauptstraßen. Franz deutete auf einen der geschlossenen Läden.

„Befindet sich hier nicht das Modewaaren-Magazin der Madame Baum?“

„Ja, mein Herr! Hier wohnt die erste Modistin der Residenz.“

„Nun finde ich mich zurecht; empfangen Sie den herzlichsten Dank für Ihre außerordentliche Gefälligkeit, die länger in Anspruch zu nehmen unverschämt wäre. Danke, danke!“

Der Edelmann zog den Hut und ging weiter.

„Des Dankes bedarf es nicht“, murmelte der Zurückbleibende; „die Entdeckung, die ich gemacht, ist ein reicher Lohn. Ich kenne nun die Wohnung des Herrn Edmund von Stein und weiß, daß dieser Herr von Hoym sich Wedekind nennen läßt. Der Zufall bewirkt oft mehr als die emsigsten Nachforschungen. Jetzt fort zur Eisenbahn, daß ich die Ankommenden inspizire.“

Der Mann, der nun rasch durch die Straßen ging, war der Polizeispion Petzold.

Franz erreichte das Hotel und betrat sein Zimmer. Nachdem er die Kerze angezündet, beleuchtete er das Bett in dem Alkoven.

„Wie sanft meine Tochter schläft!“ murmelte er. „Sie weiß nicht, wie sauer es dem Vater wird, die Mittel zu einer anständigen Existenz zu beschaffen. Begünstigte mich das Glück nicht in so auffallender Weise, ich würde es zu Nichts gebracht haben. Das Spiel muß ich einstellen, ich habe am grünen Tische nur Verluste. Aber meine Verbindungen werde ich ausbeuten, gerade wie der Baron von Herold die seinigen ausbeutet. Das moderne Glücksritterthum

hat ein ausgedehnteres Terrain als der Uneingeweihte glaubt. Selbst ein Graf von Auerstein spekulirt auf . . . meine Frau! Schlummere fort, Anna ich sorge für Dich. Du hast mit mir Jammer und Elend getheilt, sollst auch den Reichthum und das sorglose Leben mit mir theilen. Edmund ist ein leichtsinniger Patron, ein schon ziemlich ausgebildeter Roue . . . wäre er ein anständiger Mann, so würde ich ein Heiratsprojekt entwerfen . . . nein, Du sollst durch die Ehe nicht unglücklich werden."

Er trat in das Zimmer zurück und entkleidete sich. Mit Entsetzen prüfte er seine Kasse; sie enthielt nur noch einige geringe Banknoten, die werthvollen hatte er verspielt. Bitter lächelnd legte er das Taschenbuch, das gestern noch gefüllt war, in den Kasten des Sekretärs. Dann warf er sich auf das Sopha und überlegte; an Schlafen war nicht zu denken, der moderne Glücksritter war zu aufgeregt. Nach einer halben Stunde schien er einen Plan festgestellt zu haben. Er erhob sich und ging durch das Zimmer. „Warum," murmelte er, „soll ich nicht eben so gut Vortheil davon ziehen als jeder Andere? Ich versuche es und der Versuch wird gelingen. Mit

zweitausend Thalern kann ich schon eine Zeit lang wirthschaften und kann mich der üppigen Sophie als ein Galanthomme vorstellen. Das Weib ist wahrlich noch schön! Es bleibt dabei, ich wage es!"

Um sieben Uhr ließ er den Kaffee bringen.

„Bist Du da, Vater?" fragte Anna.

„Ja, mein Kind!"

„Ich habe Dein Kommen nicht gehört."

„Weil Du fest geschlafen hast. Wann bist Du gestern Abends zu Bett gegangen?"

„Schon um neun Uhr."

„Und Pauline?"

„Sie war so ermüdet, daß auch sie ging."

„Gut; nun mache Toilette, ich werde nach zwei Stunden zurückgekehrt sein."

„Willst Du denn schon wieder fort?"

„Ein dringendes Geschäft, daß ich nicht aufschieben kann, ruft mich . . . sei ohne Sorgen, mein Kind, ich werde bald wieder bei Dir sein."

Franz kleidete sich an, suchte die Spuren der durchwachten Nacht so gut als möglich zu verwischen, steckte sein leeres Taschenbuch zu sich, indem er dachte, „es soll bald wieder gefüllt sein," küßte seine Toch-

ter und ging. Auf dem Korridor begegnete ihm Herr Wedekind und Pauline. Beide waren in Pelze gehüllt, als ob sie von der Reise kämen. Der Alte reichte ihm verschmitzt lächelnd die Hand. „Ich bitte Sie für später um eine Unterredung, Herr von Hoym!“ „Ich hatte dieselbe Absicht, Herr Nachbar!“ Pauline sagte Nichts, sie verschloß lächelnd die Thür des Zimmers und verschwand. Der Vater aber hielt die Hand des Nachbars fest. „Freund,“ flüsterte er, „wir haben Beide ein ernstes Geheimniß zu bewahren; ich erwarte Sie. Vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein.“

„Und ich bin zu Gegendiensten bereit!“ antwortete Franz lächelnd.

„So haben wir uns schon verständigt?“

„Ich glaube.“

„Auf Wiedersehen!“

Wedekind folgte seiner Tochter in das Zimmer. Franz von Hoym verließ das Hotel.

Ende des fünften Bandes.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.